

Beutewelt I

Bürger 1-564398B-278843

Alexander Merow

BEUTEWELT I

Bürger 1-564398B-278843

Roman

Engelsdorfer Verlag
2010

ISBN eBook: 978-3-86901-997-0

Printausgabe:

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86901-839-3

Copyright (2010) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

Bürger 1-564398B-278843	7
Automatisiertes Gerichtsverfahren	26
Big Eye.....	36
Die Veränderung.....	58
Ausgelagert	67
Weltfrieden in Ivas?	100
Rebellion und Neuschnee	120
Was du heute kannst besorgen... ..	143
Aux Champs-Élysées	173
Vor dem Sturm.....	192
Bombenstimmung	212
Blutmond.....	220

*„Wir sind die Finsternis der Welt,
wer uns nachfolgt,
wird nie mehr wandeln im Licht...“*

Bürger 1-564398B-278843

Frank Kohlhaas, der im alltäglichen Leben auf die Bezeichnung „Bürger 1-564398B-278843“ hören musste, weil das sein amtlicher Verwaltungscode war, träumte in den letzten Tagen sogar schon von dem unangenehmen, irgendwie an faule Eier erinnernden Geruch im Hausflur seiner Etage. Zwar befand er sich im Geiste um kurz vor 5.00 Uhr morgens – gleich sollte sein Wecker den Traum beenden – auf einem Spaziergang durch ein sonniges Tal, doch war auch an diesem schönen Ort jener modrige Duft, so dass sich Frank selbst im Traum darüber wunderte, wie ein so schönes Tal so wenig einladend riechen konnte.

Als der Wecker klingelte, wurde ihm klar, dass das sonnige Tal Fiktion und der Geruch real war. Das Geräusch war schrill und Frank erwachte mit einem Fluchen. Jetzt hieß es aufstehen, anziehen, hastig frühstücken und den Weg zum Produktionskomplex 42-B antreten.

„Ach, verflucht!“ zischte der unrasierte Mann, als er seinen nicht übermäßig hochgewachsenen, aber dafür

irgendwie bulligen und erstaunlich kraftvollen Körper aus seinem billig produzierten Bett wuchtete.

„Hmmmhaaa!“ stieß Frank aus und trottete durch seine noch dunkle Wohnung in das Nachbarzimmer, wo auf ihn eine dreckige Küche wartete. Der Bürger riss die Külschranttür auf und würgte schmatzend ein Käsebrothinunter, das er am Abend vorher noch geschmiert hatte, da er morgens dafür meist keine Zeit mehr hatte.

Der Wasserkocher wurde unter lautem Brausen angeworfen und lieferte nach nur wenigen Minuten das nötige heiße Wasser für einen auflösbaren Kaffee. „Nnnhhaa!“ sagte der junge Mann, was zu dieser frühen Stunde eine relativ frei zu interpretierende Aussage war und sich auf seine Lebenssituation, sozusagen im Allgemeinen, beziehen konnte.

Um 5.27 Uhr zog Frank die leicht ramponierte Wohnungstür hinter sich zu und schlurfte lustlos durch den dunklen Flur, um anschließend das noch dunklere Treppenhaus hinabzusteigen. Irgendwo war hier die Quelle des eierfauligen Gestanks, der Frank seit Tagen nervte. Vielleicht hatte irgendein anderer Mieter, irgend so ein „verdammter Assi“, seinen Müll im Flur abgestellt.

„Ach, was weiß ich...“ brummelte er.

Jeden Morgen war es die gleiche Leier: „Aufstehen, fressen, laufen, schuften“, so wie es Herr Kohlhaas immer formulierte. In den letzten Jahren hatte er jedenfalls sein Leben ganz schön hassen gelernt. Er war jetzt 25 Jahre alt geworden, wohnte in einem mehr als schäbigen Wohnblock am Rande der ehemaligen BRD-Hauptstadt Berlin und arbeitete für einen bescheidenen Lohn als Aushilfe in einem Stahlwerk. Früher hatte er studieren wollen, aber das

hatte sich irgendwann irgendwie erledigt aus Gründen, die Frank meistens für sich behielt. Blöd war er eigentlich nicht, aber so richtig hatte er, nach seiner eigenen Einschätzung, die Kurve bisher nicht gekriegt. Allerdings war der Arbeitsplatz im Stahlwerk besser als nichts – zumindest war er doch geeignet, um das Überleben zu sichern. Eine Tatsache, die für Millionen Menschen im Jahre 2027 überhaupt nicht selbstverständlich war.

Jedenfalls tastete er sich an diesem Morgen mal wieder Schritt für Schritt in Richtung seiner Arbeitsstelle vorwärts, vorbei an verfallenen Häusern im Halbdunkel und meist noch dösenden Obdachlosen, die in wachsender Zahl hier herumlagen. „Was wäre, wenn ich einfach auf die Konsequenzen pfeife und wieder nach Hause gehe, mich in mein Bett lege und bis morgen durchschlafe?“ dachte er sich manchmal. „Was wäre, wenn ich einfach meine wenigen Sachen packe und aus dieser verrotteten Stadt, diesem vergammelten Land, verschwinde?“ sagte er gelegentlich zu sich selbst.

Aber wo war es schon anders? Man sollte sich an dem erfreuen, was man hatte – man besaß einen Job und verhungerte nicht. Das war nicht nichts, gab sich der Bürger selbst zu denken.

Nachdem der Produktionshelfer eine sehr lange und dunkle Unterführung durchquert und einem angetrunkenen Obdachlosen, der ihn anbettelte, keinen Globe gegeben hatte, war der Produktionskomplex um 5.53 Uhr in Sichtweite gelangt. Hier standen die Arbeiter der Frührschicht, rauchend, quatschend, wartend....

Als sich um 6.00 Uhr die Werkstore schließlich öffneten, drängten sich etwa 200 Leiharbeiter und Aushilfen wie ein

zäher Brei durch sie hindurch. Die meisten hatten es allerdings nicht eilig, mit ihrer Arbeit zu beginnen, aber es musste ja sein, es ging nicht anders. So dachte es sich auch Frank Kohlhaas jeden verdammten Morgen.

Nach zehn Stunden ging es dann wieder zurück nach Hause. Man war dreckig und müde, aber glücklich, dass zumindest die Arbeit vorbei war. Frank schlich durch den Hausflur seiner Etage, der selbst am Tage noch halbdunkel war und schloss die Wohnungstür auf.

Auf dem Scanship waren keine neuen Nachrichten und das war gut so, denn es waren ohnehin meist nur Rechnungen: Strom, Wasser und das ganze andere Zeug. Den Fernseher hatte Frank vor ein paar Tagen ins Schlafzimmer gestellt. Wenn er nicht einschlafen konnte, machte er ihn an. Nicht dass das Programm ihn allzu sehr fesselte, aber wenn irgendeiner redete, fühlte man sich wenigstens nicht so allein in diesem finsternen Wohnblock. Seine Nachbarn kannte Kohlhaas nur flüchtig. Viele verließen ihre Wohnungen nur zum Arbeiten und einige waren in den letzten Jahren üble Säufer geworden. Manchmal grölte einer auf seinem Balkon oder pöbelte Leute an, die an „seinem“ Block vorbeigingen – irgendwann schliefen sie aber alle.

Bürger 1-564398B-278843 schaute bis um 22.37 Uhr Fernsehen: Nachrichten („Krieg der globalen Streitkräfte gegen gefährliche Terroristen im Iran“), Talkshows, leichte Unterhaltung an allen Fronten, Warnungen vor der zweiten Hundegrippe und die Notwendigkeit der baldigen Zwangsimpfung. Dann schlief er ein, obwohl sich der faulige Geruch von draußen mittlerweile in seinem Kissen eingenistet zu haben schien.

Nächster Tag....

„Guten Morgen, Frank!“ brummelte Dirk Weber, einer der Vorarbeiter hinter ihm. „Guten Morgen, Dirk!“ murmelte Frank zurück. Es war 6.03 Uhr, die Frühschicht konnte beginnen.

A-341, so war die Bezeichnung des jungen Mannes als Arbeitskraft und Aushilfe hier im Betrieb, ließ seine helfenden Hände bei vielen Arbeitsgängen dem einen oder anderen Kollegen bis die Uhr 10.30 anzeigte. Nun war es Zeit für eine kurze Mittagspause und als Frank sein in Folie eingewickeltes einziges Brötchen, welches mit einer Salamischeibe belegt war, auspackte, ahnte er noch nicht, dass in den folgenden Minuten ein unangenehmer Schicksalsschlag auf ihn wartete.

Seit etwa einem halben Jahr hatte die Produktionskomplexverwaltung aufgrund einer neuen internationalen Vorschrift das Singen des „One-World-Songs“ vor jeder vorschriftsmäßigen Mittagspause in einem vorschriftsmäßigen Produktionskomplex angeordnet – zur Steigerung der Arbeitsmoral und zur Festigung der internationalen Doktrin für „Frieden, Freiheit, Wohlstand und Einheit“, die seit 2018 von der Weltregierung propagiert wurde.

Der in diesem Betrieb stationierte Beamte des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“, Gert Sasse, der sich meistens in den Büroräumen oberhalb der Fabrikhalle aufhielt, war in dieser Mittagspause erneut pflichtbewusst zu den Arbeitern hinabgestiegen, um mit ihnen den „One-World-Song“ anzustimmen.

„Arbeiter, jetzt ist gleich Mittagspause! Aber zuerst wird gesungen!“ rief er durch den Raum und alle formierten

sich zu einer lustlos wirkenden Reihe, um nach dem Singen des Liedes die kurze Pause genießen zu können:

„Wir sind die Kinder einer Welt und alle sind wir gleich!
Wir lieben diese eine Welt, das große Friedensreich!
Wir kennen keine Rassen, wir kennen keine Klassen ...“

Frank hörte in den letzten Wochen immer seltener auf den Text, bewegte die Lippen nicht und schaute an die Decke der Produktionshalle.

„Macht fertig!“ dachte er und schabte gelangweilt mit seinem linken Fuß über den staubigen Boden. Und dann war der Gesang irgendwann verstummt. „Endlich! Diesen Schwachsinn können sie sich langsam mal sparen!“ sagte der Produktionshelfer sehr leise zu sich selbst.

„Gut! Das ging ja halbwegs! Jetzt ist Pause!“ rief der Beamte des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ und A-341 freute sich auf einen hungrigen Biss in sein aufgeweichtes Brötchen.

Doch während seine Zähne eifrig das salzige Salamistück und den vorderen Teil des Brötchens zermalmten, flog ihm ein giftiger Blick des Herrn Gert Sasse entgegen. Der Überwacher kniff seine Augen zusammen und wirkte dabei wie eine böse gewordene Bulldogge.

„A-341! Ja, Sie! Kommen Sie mal zu mir! Beeilung!“ brüllte er aus voller Kehle.

Frank Kohlhaas schoss das Adrenalin in die Venen. Ärger auf der Arbeit konnte er nicht gebrauchen. „Kommen Sie her, A-341!“ schmettete Herr Sasse, den Helfer erregt zu sich winkend. Kohlhaas folgte der Aufforderung sofort.

„Ich bin der letzte Depp für Sie, was A-341?“ zischte der Mann.

„Äh...nein! Natürlich nicht, Herr...äh...Sasse!“ stotterte Frank. „Wie meinen Sie das jetzt?“ fügte er stammelnd hinzu.

„Wie ich das meine, du Schwachkopf?“ grollte der Beamte mit einem Blick, der dem jungen Mann das größtmögliche Unbehagen schenkte.

Mehrere bedrückende Sekunden lang herrschte ein bösariges Schweigen, während sich die Augen des Vorgesetzten bedrohlich verkleinerten und sich buschige, schwarze Augenbrauen darüber schoben.

Als nächstes sah Frank eine mit breiten und speckigen Fingern versehene Faust auf sein Gesicht zufliegen. Es schmerzte und mit einem leisen Knacken reagierte sein Nasenbein auf den heftigen Schlag ins Gesicht. Während einige Blutfäden aus seiner Nase flossen, vernahm A-341 ein Knurren: „Wie ich das meine, du kleiner Pisser?“

„Wenn ich befehle, dass der „One-World-Song“ gesungen wird, dann hast auch du mit zu singen und nicht blöd in der Gegend herum zu glotzen, klar?“ ergänzte Herr Sasse sein schlagkräftiges Argument. Sein Tonfall schwankte nun zwischen leichter Genugtuung und wuchernder Gemeinheit. Frank Kohlhaas war inzwischen in die Knie gegangen, der Schlag hatte wirklich gesessen, und Sasse versetzte ihm noch einen kräftigen Tritt in den Unterleib. „Ob du das verstanden hast, du Idiot? Du denkst wohl, dass du hier einen Sonderstatus hast, was?“ brüllte er.

Die anderen Arbeiter glotzen verdutzt und vergruben ihre Gesichter hinter den Pausenbroten, die sie mitge-

bracht hatten. Kohlhaas fühlt sich derweil wie ein getretener Koter, den man vor allen umherschlechte, was der Realität auch sehr nahe kam.

Ohne seine Handlung zu überdenken, sprang er auf und richtete sich vor dem Beamten des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ auf.

„Sei froh, dass du mein Vorgesetzter bist, sonst würde ich dir deine Fresse polieren!“ schrie er mit aufkochender Wut. Gert Sasse war verdutzt. A-341 wischte sich das Blut trotzig von der Oberlippe.

Etwa eine Stunde später wartete der Arbeiter noch immer vor der Tür des Produktionskomplexleiters. Sasse war in seinem Büro und Frank hörte ihn fluchen und wettern. Das verhiess wahrlich nichts Gutes.

„A-341, reinkommen!“ tönte die Stimme des obersten Chefs dieser Arbeitsanlage durch den hell erleuchteten Gang.

Der junge Mann setzte sich in Bewegung und ließ sich auf einem Stuhl in der Mitte des Büroraums nieder. Es folgte eine kurze Stille, dann begann es:

„Ich habe mir mal Ihren Sanchip angesehen, A-341!“ berichtete Herr Reimers, der Produktionskomplexleiter. „Sie sind in den zehn Jahren ihrer Tätigkeit hier dreimal zu spät gekommen. Zudem fallen Sie mir hier ehrlich gesagt auch nicht das erste Mal negativ auf. Sie sind bereits wegen subversiver Aussagen am Arbeitsplatz, was sicher auch einige Ihrer Kollegen bestätigen können, vorgemerkt – sogar mit einem Blaucode 67-Beta, falls Sie es noch nicht wussten, A-341?“

Wir werden in den nächsten Tagen die Videobänder Ihrer Arbeitstage durch den Computer jagen und dann per „Voice-Analysis-System“ sicherlich noch das eine oder andere finden.

Was Sie hier getan haben, gab es bisher noch nie! Bedrohung eines Mitarbeiters der obersten Behörde für Produktionsüberwachung. Haben Sie denn nur Luft im Kopf, Junge? Wenn ich in einem solchen Fall nicht durchgreife, dann droht mir der dickste Ärger und darauf habe ich keine Lust. Ich muss Sie entlassen, A-341! Weiterhin bin ich vorschriftsmäßig dazu verpflichtet, auf einen solch unglaublichen Vorfall mit einer Meldung an die zuständige Bezirksverwaltung zu reagieren. Verschwinden Sie jetzt aus diesem Produktionskomplex und packen Sie Ihre Sachen, A-341!“

Frank Kohlhaas, der soeben entlassene Arbeiter, wusste sich vor Entsetzen kaum zu halten. Seine Stimmbänder schienen eingerstet, seine Kehle war verschnürt, sein irgendwo auf Eis gelegter Mut hatte sich verflüchtigt.

Er ging, ging einfach hinaus, leichenblass und mit dröhnendem Schädel, ohne zu antworten. Gerade hatte er die Quelle für seinen Lebensunterhalt verloren und das war in dieser Zeit kein Spaß.

Wie in Trance ging der junge Mann in den Umkleideraum des Produktionskomplexes und öffnete geistesabwesend die verbeulte Blechtür seines Spints. „Entlassen“ – dieses Wort klang in jener Zeit wie der Schnitt eines Rasiermessers in das Bewusstsein eines jeden Hörers.

Es war mit dem Wort „Liquidierung“ verwandt, denn es kam einer Vernichtung im sozialen Bereich gleich. Entlas-

sen zu werden bedeutete, keinen Globe, so nannte man die internationale Währung seit dem Jahre 2018, mehr in der Tasche zu haben. Wenn man nicht schnellstens eine neue Anstellung fand, konnte man Wohnung, Nahrung und letztendlich auch sein Leben verlieren.

Jegliche soziale Absicherung durch den Staat war seit dem kompletten Zusammenbruch der Weltwirtschaft im Winter 2012/13 vollständig abgeschafft worden. Und Arbeit zu finden war in einer Zeit, in der die industrielle Produktion im alten Mittel- und Westeuropa zum größten Teil in die Dritte Welt ausgelagert worden war, mehr als schwierig. So kämpften sich Millionen in jener dunklen Gegenwart mit extrem schlecht bezahlten Jobs durch, hangelten sich von einem Hungerlohn zum anderen oder fielen einfach durch das soziale Netz und endeten als Bettler und Obdachlose, die langsam vor sich hin siechten.

Am nächsten Tag wachte Frank nach einer sorgenvollen und unruhigen Nacht nicht vom schrillen Geheul seines Weckers auf, sondern durch den fauligen Geruch aus dem Treppenhaus, der entgegen des Zeitgeistes, noch von keinem liquidiert worden war.

Erst in den frühen Morgenstunden hatte er es geschafft einzuschlafen, schreckte jedoch immer wieder auf, weil ihm das Grübeln und die unschönen Gedanken lange den Schlaf verwehrten.

Als erster Gedanke des neuen grauen Tages schoss ihm das Gesicht des Herrn Sasse in den Kopf und die Miene von Bürger 1-564398B-278843 verzog sich zu einer hasserfüllten Fratze, als er sich vorstellte, wie er den Beamten wie einen räudigen Hund mit einer Eisenstange erschlug.

„Dieser Bastard! Wenn ich jetzt wegen dem vor die Hunde gehe, dann mache ich ihn vorher kalt!“ fauchte er zornig. Dann hob er sich aus dem Bett und starrte aus dem schmutzigen Fenster seiner Wohnung im 23. Stock. „Verdammt, was mache ich denn jetzt?“ dachte er sich. „Ich muss irgendwie Geld verdienen, sonst sperren sie mir noch diesen Monat das Konto auf meinem Scanchip, weil ich die verfluchten Rechnungen nicht mehr bezahlen kann.“

Nach einer weiteren Stunde nutzloser Grübeleien verließ er seine Wohnung, atmete im Hausflur nicht allzu tief ein und stieg die dunklen Treppen hinab ins Erdgeschoss. Der Aufzug war seit Monaten defekt und niemand schien auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, ihn zu reparieren.

Der einzige, der Frank als potentieller Arbeitgeber in der Not einfiel, war Stefan Meise, der Schrotthändler, ein alter Schulfreund. Sein Schrottplatz war etwa eine halbe Stunde Fußmarsch von seinem Wohnblock entfernt.

So machte er sich auf den Weg durch die mit Müll übersäte Strasse seines Viertels und erreichte einige Zeit später müde und frustriert sein schlammiges, mit rostigen Autos und allerlei Eisenschutt bedecktes Ziel. Stefan Meise war in diesem Berg von Rostteilen allerdings nicht schwer zu finden. Er war dick, vollbärtig und sehr groß geraten. Eigentlich unterschied er sich optisch kaum von dem, was er sammelte und verkaufte.

„Hallo Stefan! Ich dachte, ich schaue mal vorbei!“ begrüßte ihn Frank etwas halbherzig.

„Ach, der Frank Kohlhaas, was? Wie ist die Lage?“ antwortete der dicke Schrotthändler. „Von dir habe ich ja ewig nichts mehr gehört...“

„Ja, ich dachte, ich besuche dich mal. Läuft der Schrotthandel noch, Stefan?“ fragte Frank. „Du hast hier ja...äh...einiges an Zeug rumliegen. Woher bekommst du das denn immer her?“

„Naja, ich sammle ein, was ich finden kann. Wie man das als Schrotthändler halt so macht. Was soll die komische Frage, hä? Was gibt es denn, Kohlhaas?“ erwiderte Meise.

„Ich bin gestern aus meiner Arbeitsstelle rausgeworfen worden“ sagte Frank. Sein rundliches Gegenüber schaute etwas verwundert und rieb sich seine öligen, breiten Finger an seinem schwarzblauen Overall ab.

„Das ist ja ein Mist, Frank! Und nun?“ fragte Stefan leicht ratlos.

„Ja, nun suche ich etwas Neues. Notfalls auch nur als Aushilfe. Vielleicht kannst du ja noch eine helfende Hand gebrauchen?“ murmelte der junge Mann.

Für eine halbe Minute glotzte Meise den Arbeitslosen aus seinen gelblich wirkenden Glupschaugen an. Dann blickte er zu Boden und versuchte seine unangenehme Antwort möglichst schonend zu verpacken.

„Also bei mir arbeiten oder wie?“ fragte er nach. „Also, Frank, es ist zur Zeit bei mir so...so, dass ich also selbst gerade mal über die Runden komme. Es sind schlechte Zeiten, das brauche ich dir ja nicht zu sagen. Ich mache hier fast alles selbst und nur der Ralf hilft mir ab und zu. Das reicht eigentlich auch. Eine Aushilfe oder so brauche ich an sich nicht.“

Frank Kohlhaas war nie ein Meister im Verstellen gewesen und wer ihn jetzt sah, merkte ihm die Verzweiflung deutlich an.

„Und nur für zwei Monate?“ presste er aus sich heraus.

„Ich brauche hier keinen und kann mir auch keinen zweiten Mann leisten, Frank!“ entgegnete der dicke, ölschmierige Mann und wandte sich ab. „Tut mir leid, aber ich habe jetzt noch zu tun. Sei nicht böse, aber es geht nicht.“

Wieder zu Hause angelangt, stieß Frank einen seiner schlimmsten Flüche aus und trat gegen seinen Küchentisch. Er durchsuchte sein Hirn verzweifelt nach anderen Möglichkeiten einer Anstellung und hakte im Geiste sämtliche Produktionskomplexe ab, die es noch im Großraum von Berlin gab. Allerdings war hier das Problem, dass er vermutlich durch den Zusammenstoß mit dem Beamten des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ von seinem Chef einen negativen Eintrag in seinem Sanchip-Register verpasst bekommen hatte, was eine zukünftige Einstellung in einem anderen Industriebetrieb so gut wie unmöglich machte.

Er hatte für diesen Monat noch 246 Globes auf seinem elektronischen Konto. Über 400 Globes kostete allein die Miete für seine schäbige Wohnung in diesem verrotteten Block. Die Zeit drängte mit jedem Tag mehr und der dunkle Schatten der Verzweiflung wuchs mit den verstreichenden Stunden. Er überwucherte Franks Geist wie ein bösesartiges Geschwür.

Nachdem sich der junge Mann eine äußerst billig produzierte Sitcom angesehen hatte, schaltete er den Fernseher aus und versuchte zu schlafen. Doch es war erst 23.00 Uhr und die Erschöpfung hatte bedauerlicherweise noch nicht den nötigen Grad erreicht, um ein sorgenvolles Gehirn

abzuschalten und ihm die wohlverdiente Ruhe zu schenken.

So vergingen mehrere Stunden, in denen Frank die dunkle Decke anstarrte und den Produktionskomplex 42b mit all seinen Vorgesetzten, Überwachern und Arbeitern im Geiste verfluchte.

Dann fiel ihm wieder der Gestank aus dem Hausflur auf und kurzzeitig schwoll der Nebel der Verzweiflung in seinem Kopf so stark an, dass er überlegte, sich eine Kugel hindurch zu jagen. Die bösen Gedanken und Sorgen hätte er am liebsten mit einer großkalibrigen Schrotflinte, die sein Hirn sauber über die vergilbte Tapete hinter seinem Bettgestell verteilte, wegoperiert.

Frank Kohlhaas dachte im Laufe der Nacht noch über viele Dinge nach. Über sein bisher so nutzloses Leben, die Einsamkeit, die Eintönigkeit und den klaffenden Abgrund, der jetzt auf ihn wartete. Er kam in dieser Nacht zu keiner Lösung und nicht ein kleinstes Fünkchen Hoffnung leuchtete irgendwo. Nichts. Draußen war es dunkel, vor dem Haus konnte Frank ein paar zerfetzte Müllsäcke erkennen, die schon mehrere Wochen dort herumlagen. Dann war er endlich so müde, dass er mit dem Kopf auf der Fensterbank einschlief.

Bis zum Ende der Woche war die Suche nach einem neuen Broterwerb erwartungsgemäß erfolglos geblieben. Es schien im Umkreis von mehreren Kilometern überhaupt keine Arbeit mehr zu geben. Eine Nachfrage bei der örtlichen Verwaltung hatte zudem zu Tage gefördert, dass Frank mittlerweile tatsächlich einen Negativeintrag wegen

„Störung des Betriebsfriedens“ in seinem Scanship-Register hatte.

„Die Idee mit der Schrotflinte ist vielleicht gar nicht so übel. Aber vorher besuche ich noch diesen Sasse“ zischte Frank in sich hinein, als am Freitag für seine ehemaligen Kollegen des Produktionskomplexes 42b das kurze Wochenende begann.

Samstag und Sonntag investierte er dann einige seiner letzten Globes in den billigen Schnaps vom Kiosk an der Ecke. Allein in seiner kleinen, lieblos eingerichteten Wohnung, im dunklen Wohnblock, in einer dunkler werdenden Zeit. Sein Schicksal und seinen Schmerz nahm niemand wahr. Genau so wie Frank Kohlhaas niemals den Schmerz der anderen, die sich in ihren Wohnwaben hinter der verwitterten, grauen Fassade des Hochhauses verkrochen, wahrgenommen hatte.

Wenn er sich jetzt den Schädel wegschießen oder sich tot saufen würde, dann würde er vermutlich bald genau so riechen wie der Flur auf seiner Etage und es würde wohl noch nicht einmal jemandem auffallen. Irgendwie war der Gedanke so krank, dass er Frank ein gequältes Lächeln entlockte.

Man musste hartem Alkohol trotz seines schlechten Rufes wirklich eines lassen: Er hatte bereits Millionen besorgte Menschen sanft in den Schlaf gesungen. Keine Sorge konnte so groß sein, dass man sie nicht mit einer Woge des guten und vor allem billigen Fusels vom nahegelegenen Kiosk wegspülen konnte. Das hatte Frank in den letzten zwei Tagen eindrucksvoll bewiesen, sozusagen im Selbstversuch.

„Biep! Biep! Biep!“ dröhnte es montags um 6.30 Uhr morgens aus der Küche, wo Frank im vernebelten Kopf seinen Scanchip hatte liegen lassen. „Biep! Biep! Biep!“

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!“

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!“

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!“

sagte eine elektronische Frauenstimme immer wieder.

„Hmmm...“ brummte Frank, dem man den starken Restalkohol noch mehr als anmerken konnte. „Verflucht...was?“ stammelte er und rollte sich aus seiner nach Schnaps riechenden Bettwäsche.

„Was soll der Scheiß? Verdammt! Halt die Schnauze, du Drecksteil!“ knurrte er und schlurfte mit einem üblen Brummschädel zum Küchentisch.

Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis Frank der Pincode eingefallen war und er sich bis ins Scanchip-Menü zum Abrufen seiner Nachrichten vorgekämpft hatte. Dann traf ihn fast der Schlag.

„Wie? Vorladung? Was? Hä?“ stotterte Bürger 1-564398B-278843 verstört.

Er musste es erst zweimal lesen, um es zu glauben. Das musste ein schlechter Scherz sein.

„Was zum Teufel ist das jetzt, verdammt?“ brachte er nur heraus.

Offizielle Vorladung:

Bürger 1-564398B-278843,

Sie werden im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens offiziell am 14.08.2027 um 8.00 Uhr morgens vorgeladen.

Tatvorwürfe:

- Massive Störung des Betriebsfriedens

- Theoretische schwere Körperverletzung

Finden Sie sich zum besagten Zeitpunkt in Gerichtszelle 4/211 bei Ihrem örtlichen Justizkomplex ein.

Bei Nichterscheinen droht Ihnen unter anderem die Löschung Ihres Scanchips und die Inhaftierung!*

(*vgl. §127b, „Bürgerpflichten und theoretische Sanktionen“)

Amtlicher Aktencode: 257789000-0100567-2345441113-EGN-59900-4/211

Angeklagtennummer: 319444-556.77

Wir danken für Ihre Kooperation!

Franks alkoholvernebeltes Katergehirn begann zu schmerzen und zu rotieren: „Vorladung? Wie bitte?“

Er war etwas verwirrt und konnte sich an keine schlimme Straftat in seinem bisherigen Leben erinnern.

„Weil ich diesen verfluchten Sasse mal kurz angeschnauzt habe oder was?“ dachte er. „Das kann doch nicht sein. Ich habe ihm schließlich kein Haar gekrümmt. War doch nur kurzzeitig wütend, ein sehr schnell vorübergehender Ausraster. Ich verstehe das nicht. Und was zur Hölle meinen die mit „theoretischer schwerer Körperverlet-

zung“?“ Und es war wahr: Frank Kohlhaas, der aushelfende Bürger mit dem amtlichen Kennzeichen 1-564398B-278843 hatte noch niemals jemandem etwas getan. Außer damals im Kindergarten, als er diesem nervigen Dirk eine Ohrfeige gegeben hatte und seine Eltern bei der Hortleitung erscheinen mussten. Die örtliche Erziehungsbehörde zeigte sich damals kurzzeitig besorgt und redete davon, dass Frank „unterschwellige Aggressionen“ hätte, ein „bedenklich frühmaskulines Verhalten“ zeige und vielleicht eine Therapie mit Beruhigungsmitteln sinnvoll wäre.

Aber das war viele Jahre her. Die Therapie konnte ja auch abgewendet werden, da das Kind seinen Fehler vor einem Gremium von Psychologen und Sozialpädagogen bereute und seine Eltern versicherten, dass sie Frank sofort melden würden, wenn er noch einmal diesbezüglich auffiele.

Er fiel aber nicht mehr auf. Nicht einmal eine Ohrfeige oder einen kleinen Schubser verpasste er seit seinem fünften Lebensjahr irgendeinem anderen Mitmenschen auf dieser Welt mehr. Nein, er fiel überhaupt nicht mehr auf. Und schon gar nicht als Mensch mit „unterschwelligen Aggressionen“.

In Gedanken oder im Traum schlug er manchmal den einen oder anderen Vorgesetzten oder Verwaltungsmitarbeiter zusammen, aber das war geheim und brauchte daher auch nicht therapiert zu werden.

Weiterhin war es auch das erste Mal, dass der sonst vollkommen unauffällige Wohnblockbewohner Frank Kohlhaas mit einem „automatisierten Gerichtsverfahren“ in Berührung kam. Der Bürger hatte allerdings schon einmal in den Abendnachrichten davon gehört, da es vor etwa drei Jahren neu von der Weltregierung eingeführt worden

war. Darunter vorstellen konnte er sich nichts, aber warum sollte er das auch: Er war niemals straffällig geworden und hatte mit so etwas nichts zu tun.

So hatte er weder einen blassen Schimmer davon, was jetzt auf ihn wartete, noch machte er sich allzu schlimme Gedanken bezüglich dieser Vorladung. Vermutlich war es eine reine Formalität, ein Sachverhalt, der sich klären ließ. Er hatte niemanden verletzt und deswegen war er auch nicht zu verurteilen. Und seine Arbeitsstelle hatte er ja bereits wegen der „Störung des Betriebsfriedens“ verloren. Was konnte also sonst noch passieren? Der Arbeitslose drückte geistesabwesend auf „Voice Presentation“, so dass die Nachricht noch einmal langsam von der computeranimierten Frauenstimme vorgelesen wurde. Das war ebenfalls eine Neuheit. Die Verwaltung hatte die „Voice Presentation“ vor einigen Jahren eingeführt, da viele Bürger mittlerweile Analphabeten waren, vor allem die jüngere Generation, und wichtige amtliche Nachrichten daher auch in vorgelesener Form verfügbar sein mussten.

Der Rest jenes Tages verging ohne weitere spektakuläre Ereignisse. Der 14.08.2027 war bereits morgen. „Dann habe ich wenigstens einen Grund aufzustehen“ dachte sich Frank und grinste mit leidender Miene.

Er versuchte noch, seinen Vater anzurufen, um ihn um ein wenig Geld anzubetteln, aber der ging den gesamten Tag über nicht ans Telefon. Aber es war noch etwas Schnaps da. Frank betrank sich bis es dunkel wurde und schlief dann irgendwann ein. Beinahe hätte er vergessen, seinen Wecker zu stellen ...

Automatisiertes Gerichtsverfahren

Obwohl es erst August war, kam dieser Morgen Frank Kohlhaas ausgesprochen kalt und dunkel vor. Sein Hals schmerzte und er hatte leichte Kopfschmerzen vom Schnaps des gestrigen Abends. Der örtliche Justizkomplex war über eine Stunde Fußmarsch von seinem Wohnblock entfernt, aber der Bürger dachte sich, dass es eigentlich nicht verkehrt sein könnte, ein paar Meter an der mehr oder weniger frischen Luft zu laufen. So konnte er wenigstens die Auswirkungen seines Katers bekämpfen.

Hastig schlang er ein paar Scheiben Toastbrot hinunter, schluckte den auflösbaren Kaffee hinunter und betrachtete das Etikett auf dem Plastikbehälter des Kaffeepulvers. „Globe Food“ stand darauf und eine Weltkugel war zu sehen. Darüber war eine Pyramide abgebildet, in deren Mitte ein großes Auge prangte. Über allem stand die Losung: „Food for the people!“.

„Komisches Symbol!“ murmelte Frank in seinen Stoppelbart hinein.

Es war ihm bisher noch nie aufgefallen, obwohl er seit Jahren nur noch in den billigen „Globe Food“ Supermärkten, die ganz Berlin dominierten, einkaufte. Dann flog der Gedanke wieder so schnell weg, wie er ihm in den Kopf gekommen war...

Die ungewöhnliche Kälte ließ Frank erschauern. Ein kühler Luftzug zog durch das noch dunkle Treppenhaus, was sogar den Geruch fauliger Eier kurzzeitig hinwegfegte. Vor ihm ging ein Nachbar, den Frank meinte, schon

einmal gesehen zu haben, die Stufen hinab. Er brabbelte irgendetwas, dass sich wie „Morgen!“ anhörte, aber Frank war sich nicht sicher. Der Angeklagte lief langsam und schwankte leicht, als er seinen Wohnblock hinter sich ließ. Er blickte kurz auf den Spielplatz im Hof und betrachtete einige Kinder, die in einer ihm unverständlichen Sprache mit schrillen Stimmen schrien. War es türkisch? Oder arabisch?

Als die Uhr 7.43 anzeigte, konnte er bereits die Konturen des für ihn zuständigen Justizkomplexes von weitem erkennen. Es war ein großes rotes Gebäude mit Hunderten von Fenstern und über 30 Etagen. Davor befanden sich Dutzende von Gerichtszellen, eine davon war für ihn bestimmt.

Die Kammern, in denen man seinem automatisierten Gerichtsverfahren beiwohnen konnte, waren aus einem gräulich schimmernden Metall angefertigt und etwa vier mal vier Meter groß. So schätzte es Frank zumindest aus der Ferne ein. Drei oder vier weitere Bürger warteten bereits davor, dazwischen einige Polizeibeamte. Er wurde langsam unruhig. Vielleicht war diese Anhörung doch unangenehmer, als er sich anfangs gedacht hatte.

Nun galt es, zuerst ein elektrisches Gatter zu passieren, das von einem ergrauten Pförtner in einem kleinen Wachhäuschen behütet wurde. Dieser winkte Frank sofort heran, als er ihn sah. „Herkommen!“ rief er.

Der junge Mann hastete vorwärts und stellte sich vor den Eingang der Wachstube.

„Scanchip!“ sagte der Pförtner und hielt ein lasergesteuertes Ablesegerät in der Hand. Wortlos zog er Frank den

Scanchip aus der Hand, ohne ihn auch nur anzusehen und sagte nach einem kurzen „Biep“ seines Codelesers: „Gerichtszelle 4/211! Beeilen Sie sich! Wir haben gleich 8.00 Uhr! Wenn Sie zu spät kommen, wird es nur teurer für Sie!“

Franks Herz fing an, schneller zu pochen. Ängstlich begann er, die Gerichtszellen abzusuchen, um dort seine Nummer zu finden. Andere Angeklagte, die ebenfalls nicht gerade fröhlich wirkten, musterten ihn mit einigen kurzen Blicken. „Reihe 4! Scheiße! Ich muss mich beeilen...211...Mist“ jammerte Frank, den sein Blick auf die Uhr immer nervöser machte.

Es waren nur noch zwei Minuten bis zum Beginn seiner Anhörung. Er fing an zu rennen und mit rasendem Herzen und stärker werdenden Kopfschmerzen erreichte er schließlich seine Gerichtszelle gerade noch vorschriftsmäßig.

Noch außer Atem empfing ihn schon eine elektronische Frauenstimme: „Willkommen Bürger 1-564398B-278843 bei Ihrem automatisierten Gerichtsverfahren! Bitte geben Sie jetzt Ihre Angeklagtennummer in das Display ein und drücken Sie auf „OK“!“

Frank zog seinen Scanchip aus der Hosentasche, tippte sich gehetzt durch sein Message-Menü und versuchte, die Angeklagtennummer korrekt wiederzugeben. Mittlerweile überfiel ihn fast eine selten gekannte Panik. Er schaute sich um.

„Eigentlich muss ich nicht in diesen Blechkasten, da ich nichts getan habe.“ dachte er sich, doch schon öffnete sich die Tür.

Franks Hände waren auf einmal verschwitzt, er atmete lauter. Vor ihm tat sich ein schwach beleuchtetes metallisches Loch auf, welches ihn zum Vortreten aufforderte.

„Treten Sie ein, Bürger 1-564398B-278843! Ihr Verfahren läuft bereits!“ tönte es aus einem Lautsprecher an der Decke der halbdunklen Kammer. Frank Kohlhaas wusste, dass er jetzt in die Zelle hinein musste und sich nicht weigern konnte. Immerhin war es eine offizielle behördliche Anweisung und da gab es niemals und in keinem Fall eine Diskussion oder gar eine Ausnahme. Er machte einen Schritt vorwärts und seine Knie fühlten sich mit jeder verstreichenden Sekunde weicher an. Ein Bildschirm blitzte auf, das automatisierte Gerichtsverfahren gegen den theoretischen Täter Frank Kohlhaas nahm seinen Lauf.

In großen und leuchtenden Lettern waren auf dem Bildschirm die Tatvorwürfe zu lesen:

- *Massive Störung des Betriebsfriedens*
- *Theoretische schwere Körperverletzung*

Frank schluckte und stieß einen heftigen Schwall Luft aus. Die unheimlich wirkende Frauenstimme, so freundlich wie ein unbemerkter Virus, begann mit den Ausführungen. Es folgten eine ausführliche Schilderung des Tathergangs, die Auflistung von Zeugen, zusätzliche Sub-Anklagepunkte wie „subversive Aussagen am Arbeitsplatz“ und einiges mehr.

Der junge Mann sagte mehrere Minuten nichts, aber man hatte ihn ja auch nicht gefragt, lediglich die Computerstimme redete, führte aus und klagte an.

Die ehemaligen Kollegen Schmidt, Adigüzel und Nyang hatten bestätigt, dass der Angeklagte mehrfach das Mitsingen des „One-World-Songs“ verweigert hatte und den Text am 02.04.2027 sogar als „Schwachsinn“ bezeichnet hatte.

Produktionsüberwacher Sasse hatte zu Protokoll gegeben, dass die aggressive Mimik und der Gebrauch von sehr starkem Vokabular bei der Auseinandersetzung in der Fabrik auf eine „ausgeprägte Aggressionsstörung und einen Hang zum unnötigen Hinterfragen unbedingt gerechtfertigter Anweisungen“ hindeuteten. Der Leiter des Produktionskomplexes hatte dies bestätigt. Es folgten weitere Details, Gesetzesvorschriften und Vorschriften für erweiterte und tiefergehende Anweisungen im Bezug auf die Aufstellung und Neudefinition von Vorgaben – und deren mehr.

„Sei froh, dass du mein Vorgesetzter bist, sonst würde ich dir deine Fresse polieren!“

Die Absicht, den Vorgesetzten zu schlagen, war hier in den Augen des automatisierten Gerichts mehr als eindeutig bewiesen. Der Unterschied zwischen einer so formulierten Absicht und einer tatsächlich ausgeführten Tat war laut der modernen Gesetzesauffassung, die sich stark an Psychologie und Statistik orientierte, relativ gering. Weiterhin war damit die Wahrscheinlichkeit, diese Tat eines Tages auch real zu begehen, da ja die Absicht klar formuliert worden war, gewaltig angestiegen (vgl. „Gesetzesentwurf zur Abgleichung von tatsächlichem, theoretischem und zu-

künftig wahrscheinlichem Verhalten vom 02.10.2020, Aktencode: V-LUN-36777192934457656-Z, (89)“).

Frank glotzte wie ein verdutztes Rind, das gegen einen elektrischen Zaun gelaufen war, auf den Bildschirm. So schnell konnte er gar nicht mitdenken, wie ihn dieses Computerprogramm zu einem potentiellen Störfaktor, ja zu einer regelrechten Gefahr für die auf Freiheit und Menschlichkeit basierende Ordnung des weltweiten Systems machte.

Nach einer ganzen Stunde waren die Ausführungen schließlich zu Ende. Es erschien ein neuer Menüpunkt auf dem Bildschirm. Die Frauenstimme mit dem elektronischen Beigeschmack las die Sätze freundlicher Weise zusätzlich noch einmal laut und frostig-freundlich vor:

„Wenn Sie die Anklagevorwürfe abstreiten, klicken Sie auf NEIN!“

„Wenn Sie die Anklagevorwürfe zugeben, klicken Sie auf JA!“

Bürger 1-564398B-278843 zögerte, kniff die Augen zusammen und versuchte, seine Gedanken halbwegs zu ordnen.

„Was soll dieser Scheiß? Ich habe nichts, überhaupt nichts Schlimmes getan. Dieser ganze Mist hier ist ein schlechter Witz!“ fauchte Frank durch die Gerichtszelle.

Am liebsten hätte er diesen widerlichen Bildschirm eingetreten. „Ich stimme mit NEIN! Ich habe niemanden verletzt oder so....Nein! Ich klicke verdammt noch mal auf NEIN!“ schrie er plötzlich.

Der Angeklagte hämmerte erregt auf die Tasten vor sich und wählte NEIN.

Es dauerte etwa eine halbe Minute. Der Computer arbeitete. „Loading...“ stand in leuchtenden Buchstaben auf dem Bildschirm. Frank fühlte sich für eine Sekunde irgendwie erleichtert.

„Jetzt weiß das Scheißding, dass ich unschuldig bin. Ich habe mich klar ausgedrückt: NEIN! schoss es ihm blitzartig durch den Kopf.

Er lächelte, ein wenig erleichtert, die Anspannung schwoll für die Zeit eines Wimpernschlages ab. Dann bekam er die Antwort des automatisierten Gerichtscomputers mit metallischem Klang und grausam kombinierten Buchstaben auf dem leuchtenden Bildschirm entgegen geschleudert:

„Angeklagter, Sie haben NEIN gewählt! Damit streiten Sie den Anklagevorwurf ab und unterstellen in diesem Kontext unserem von humanistischen Prinzipien geleiteten Rechtssystem, diese nicht zu beachten! Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass die Auswahl des Menüpunktes NEIN grundsätzlich zu einem erhöhten Strafmaß führt, da es die Uneinsichtigkeit des Angeklagten verdeutlicht...“

IHR URTEIL WIRD GELADEN ... LOADING ...

Der junge Mann stockte, seine breiten, dunklen Augenbrauen schoben sich nach oben und seine Augen öffneten sich immer weiter. Sein Mund wurde zu einem staunenden und schockierten Loch, aus dem ein Tropfen herausfiel.

Frank Kohlhaas' Verstand schien blockiert, kurzzeitig auf „Standby“ gestellt. Die Daten waren zu groß und zu

schrecklich, um von seinem Gehirn anständig verarbeitet werden zu können. Der biologische Computer unter seiner Schädeldecke schien erst einmal abzustürzen, er hängte sich einfach auf.

Dann schlug ihm der hämisch leuchtende Bildschirm in Zelle 4/211 mit noch größerer Dreistigkeit ins Gesicht. Das Urteil wurde verkündet:

„Bürger 1-564398B-278843! Sie werden hiermit zu 5 Jahren Haft in einem Zentrum für Umerziehung und Resozialisierung verurteilt!

Zur Begründung: Die statistische Wahrscheinlichkeit für theoretische schwere Körperverletzung beträgt in Ihrem Fall 78,11 %!

Die statistische Wahrscheinlichkeit für zukünftiges subversives Verhalten beträgt bei Ihnen 53,59 %! Weiterhin hat sich die Auswahl des Menüpunktes NEIN strafverschärfend auf Ihr Urteil ausgewirkt. Doch seien Sie unbesorgt. Es gibt mittlerweile zahlreiche staatliche Einrichtungen, in denen Menschen wie Sie bestens therapiert werden können, um wieder ein glückliches und angepasstes Leben in unserer humanistischen Gesellschaft führen zu können! Wir danken für Ihr Verständnis!“

Franks Glotzaugen bohrten sich in den Bildschirm und seine Ohren dröhnten. Die elektronische Frauenstimme hallte in seinem Kopf nach wie das Echo einer Atombombenexplosion. Sie wurde zu einem schleimigen Wurm, der sich durch die Ohrmuschel bis ins sein Gehirn vorwärts fraß.

„5 Jahre Haft?!“ stammelte der Mann.

Frank versuchte, sich selbst zu erklären, dass ihn sein Gehör getäuscht hatte, aber es stand in grinsenden Buch-

staben auch vor seinem Auge. Beide Sinne konnten sich leider nicht irren. Er war verurteilt. Es stimmte.

Noch in Schockstarre befindlich nahm der Angeklagte kaum wahr, als das elektronische Schloss hinter ihm einrastete und sich die Gerichtszelle automatisch versperrte. Die Verdamnis war verkündet worden und der Sack wurde zugeschnürt. In den ersten Minuten war Frank viel zu perplex, um ausrasten zu können. Die Verzweiflung in diesem frühen Moment war noch viel zu übermächtig, als dass sie Gefühlen wie Hass und Wut Raum geben konnte.

Für diesen Vorgang wurden Frank 411,66 Globes Verwaltungsgebühr von seinem Scanchip-Konto abgebucht, worauf ihn die Stimme noch hinwies. Er sollte sich jetzt weiterhin ruhig verhalten und warten, bis ihn die Polizeibeamten in seiner Gerichtszelle abholten und zu einem Transportfahrzeug begleiteten, verkündete der Computer. Bürger 1-564398B-278843 nahm diese weiteren Anweisungen nur noch emotionslos zu Kenntnis. Zu schwerwiegend war der Zustand der Betäubung. Erst eine halbe Stunde später raffte er sich kurz auf, um in seiner Verzweiflung zu weinen und zu schreien. Doch ihm fehlte die Kraft und so sank er schnell wieder zu Boden, kroch in eine dunkle Ecke und wartete.

„Vielleicht ist es auch nur ein Missverständnis? Es wird sich sicherlich aufklären lassen.“ flackerte es zeitweilig in seinem Verstand auf. „Ja, ich muss es den Beamten sagen. Sie sollen es noch einmal überprüfen. Der Computer muss sich geirrt haben“.

Als sich zwei Polizisten der Gerichtszelle 4/211 etwa eine Stunde später näherten, hörten sie Frank schon von weitem lamentieren.

„Das ist mit Abstand der lauteste Typ heute morgen.“ sagte der eine hämisch.

„Ja, der hat ein beachtliches Organ!“ antwortete der andere.

Die stählerne Tür der dunklen Gerichtskammer öffnete sich und den zwei Polizisten bot sich ein trauriger Anblick. Aber es war kein Bild, das ihnen fremd war. Derartige Ausbrüche von Angeklagten nach automatisierten Gerichtsverfahren waren vollkommen normal und alltäglich. Sie holten sie den verurteilten Bürger ab...

Big Eye

Der Transport nach „Big Eye“, einem der größten und modernsten Hochsicherheitsgefängnisse im gesamten Verwaltungssektor „Europa-Mitte“, dauerte nicht allzu lange, doch Frank kam er wie eine halbe Ewigkeit vor. Geistig abwesend, wie von einem Betäubungspfeil getroffen, ließ er die eigentlich schöne ländliche Gegend auf dem Weg nach Bernau an sich vorbeiziehen.

Die Polizeibeamten schwiegen die meiste Zeit über oder sprachen über die neue Fernsehshow „Der kleine Flüsterer“, bei der Kinder Preise gewinnen konnten, wenn sie subversives Verhalten bei ihren Eltern oder Verwandten aufdeckten.

Eigentlich hatte sich der junge Mann vorgenommen, die Polizeibeamten anzusprechen, ihnen zu sagen, dass alles nur ein Justizirrtum sei, aber er tat es nicht. Und sie wirkten auch nicht so, als hätten sie übermäßigen Gesprächsbedarf gehabt.

Nach einer Weile wurden die Umriss eines riesigen Gefängnis-Komplexes am Horizont sichtbar. Das war „Big Eye“. Frank hatte einmal eine Reportage im Fernsehen über diese Anstalt gesehen, wo den Zuschauern nur glückliche und geheilte „Patienten“ (so war die offizielle Bezeichnung) gezeigt wurden. Jetzt war er selbst auf dem Weg dorthin. Das Gebäude war von hohen Betonmauern, die mit Stacheldraht und Wachtürmen versehen waren, umringt. Es besaß mehrere Stockwerke und an einer Außenmauer erkannte der Häftling dieses seltsame Symbol, dass ihm heute morgen schon auf dem Etikett seines

Kaffeepulverglases aufgefallen war: eine Pyramide mit einem Auge in der Mitte. Das Zeichen sah zwar etwas anders aus als das Firmensymbol der „Globe Food“ Ladenkette, aber die Ähnlichkeit war trotzdem eindeutig. „Big Eye – das große Auge. Niemand entkommt seinem Blick!“, dachte Frank von Furcht ergriffen. Er sollte Recht behalten...

Der „Patient“ wurde aus dem Transporter geführt und die Beamten mussten diesmal nicht grob werden. Er folgte ihnen, schwieg und nahm wie in Trance alle Anweisungen und Befehle zur Kenntnis. Kleiderordnung, Essensausgabe, Schlafenszeit. Er hörte kaum hin, versunken in eine finstere Grübele.

Aber das spielte auch keine Rolle. Er sollte laut Gerichtsurteil fünf Jahre hier bleiben und hatte demnach Zeit genug, den Tagesablauf bis ins kleinste Detail zu verinnerlichen. Nachdem Frank seine Straßenkleidung abgegeben hatte, musste er ein weißes Hemd und eine weiße Hose anziehen, ebenso weiße Turnschuhe.

„Sie bekommen jede Woche eine neue Garnitur“, erklärte ihm einer der Wärter. „Folgen Sie mir jetzt, Bürger 1-564398B-278843! Ab heute heißen Sie in dieser Anstalt übrigens 111-F-47...Patient 111-F-47! Haben Sie das verstanden?“

Frank brachte ein „Ja“ heraus und nickte.

„Gut“, fuhr der Wärter fort. „Dann folgen sie jetzt den Vollzugsbeamten, die Sie in Ihre Zelle im Block F bringen. Machen Sie keine Schwierigkeiten!“

Der neue Gefangene wurde viele Treppenstufen hinauf geführt bis in eines der obersten Stockwerke des Gefäng-

niskomplexes. Innerlich gebrochen stierte er die meiste Zeit auf den Boden, doch selbst in seiner lethargischen Schockstarre fiel ihm auf, dass von den anderen Gefangenen fast nichts zu hören war. Keine Gespräche, kein Schreien oder sonst ein Laut. Es war beklemmend. Die tiefen Gänge von „Big Eye“ waren unheimlich still und alle Zellentüren mit extrem dicken Stahltüren verschlossen auf denen Nummern standen.

Die Zelle mit der Nummer 47 im Block F war für Frank bestimmt. Er versuchte sich vorzustellen, dass alles nur ein böser Traum sei. Es konnte einfach nicht real sein und gleich würde er aufwachen, um sich als erstes an dem fauligen Eiergeruch aus seinem Hausflur zu erfreuen. Er würde aus seiner Wohnung hinauslaufen und laut über den Flur schreien: „Schön, dass du da bist, Gestank!“

Ja, das würde er machen, denn gleich würde er sicherlich fort sein und dieser schreckliche Ort würde zerplatzen wie ein böser Gedanke. Doch es war nicht so.

„111-F-47! Wir sind da! Das ist ihre Zelle!“ sagte plötzlich einer der Vollzugsbeamten.

Der stämmige Mann mit dem braunen Schnauzbart und den kantigen Wangenknochen gab den Access Code ein und die Zelle öffnete sich.

„Rein da, 111-F-47!“ knurrte er.

In diesem Moment schien die Klarheit wieder in Franks Geist zurückzukehren. Plötzlich wurde ihm mit unangenehmer Schärfe bewusst, dass er fünf ganze Jahre in so einem Loch verbringen sollte. Das ließ seinen Verstand wie Glas zersplittern. Er brach zusammen und verlor das Bewusstsein.

Nach einer unbestimmten Zeit wachte Frank wieder auf. Aufgeweckt durch gleißend helles Neonlicht, das sich durch seine Augenlider fraß. Zwar war er noch recht benommen und ihm war schlecht, doch war das Licht so penetrant, dass es ihm regelrecht in den Schädel stach.

„Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!“ dröhnte eine Stimme in irgendeiner Ecke des Raumes, in welchen man den Heilungsbedürftigen gesperrt hatte. „Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!“ schallte es erneut. Frank lag mit dem Rücken auf einer weißen Kunstlederpritsche und seine Kopfschmerzen kehrten mit aller Macht zurück. „Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!“ Immer wieder und wieder.

Der Schädel des jungen Mannes fühlte sich an, als hätte man ihn in einen Schraubstock gespannt, er hatte Hunger und war zugleich vollkommen müde und schlapp.

„Lasst mich in Ruhe!“ stammelte er und versuchte, sich vom grellen Licht weg zu drehen, doch es war kaum möglich.

„Patient 111-F-47! Hören Sie zu!“ hallte es von der Decke der Zelle.

Frank setzte sich auf die Kante der Pritsche und hielt sich die Hände vor die Augen. „Was soll das?“ schnaufte er.

„Herzlich willkommen in Ihrer Holozelle, Patient 111-F-47! Haben Sie keine Angst. Sie befinden sich in einer Heilanstalt und wir wollen Ihnen helfen!“ erläuterte die metallische Frauenstimme aus einem Lautsprecher.

„Diese neuartige Holozelle ist ein Teil Ihrer Therapie, Patient 111-F-47! Wir nutzen diese Einrichtungen hier in „Big Eye“, um Ihnen zu helfen, den Pfad des angepassten Bürgers wiederzufinden. In dieser Holozelle verschwimmen alle Konturen; sie ist unbegrenzt, wie die „One-

World“, deren glücklicher Bürger Sie wieder werden sollen, Patient 111-F-47! Vertrauen Sie uns und unseren neuesten Therapiemöglichkeiten. Von Menschenfreunden entwickelt, um den Menschen zu helfen. Diese Zelle beinhaltet die Freiheit, weil sie keine Grenzen kennt. Es ist Ihre Freiheit, die Freiheit Ihres Geistes, der unter unserer Leitung lernen wird, sich selbst zu heilen.“

Frank Kohlhaas hielt sich immer noch seinen schmerzenden Schädel. Dieses Licht war unerträglich und es sollte noch Wochen dauern, bis er sich halbwegs an den grellen Schein gewöhnt hatte. Er musterte seine neue Heimat. Der Raum war vielleicht zehn mal zehn Meter groß, unter Umständen auch kleiner. Man sah aufgrund des extrem hellen, weißen Lichtes kaum die Konturen der Wände oder die Zellentür.

Der Lichtschein war grauenhaft und er drang bis in die letzten Winkel seines Gehirns vor. Auch wenn man die Augen zukniff, so belagerte diese unnatürliche Helligkeit den verbarrikadierten Kopf beharrlich wie eine Armee. Franks Kopfschmerzen waren unerträglich. Er übergab sich auf seine Pritsche und kroch in eine Ecke.

„Patient 111-F-47! Hören Sie? Sie sind in einer Holozelle! Haben Sie das verstanden? Wenn ja, dann heben Sie die Hand!“ forderte der Lautsprecher energisch.

Der kranke Mensch signalisierte, dass er verstanden hatte und kauerte sich weiter in seine Ecke. In der Zelle waren keine Gegenstände, lediglich die Pritsche und eine Toilette an der gegenüberliegenden Wand. Ansonsten war hier nur das beißende Licht.

„Sie werden zweimal am Tag eine Stunde Umerziehung bekommen!“ erklärte die unnatürliche Stimme aus der

oberen Ecke des Raumes. „Die erste Umerziehungsstunde beginnt in 30 Minuten, Patient 111-F-47! Machen Sie sich bereit!“

Frank war mit der Situation vollkommen überfordert und vergrub sein Gesicht, nach wie vor in der Ecke zusammengesunken, hinter seinen Knien. Er versuchte an nichts zu denken und hätte alles dafür getan, dieses verfluchte Licht abzuschalten. Doch das stand nicht in seiner Macht. So wie nichts in „Big Eye“ in seiner Macht stand. Er war hier nur die weiße Maus, die kleine Laborratte im Käfig, die alles erdulden musste, was sich die kranken Erfinder dieser sogenannten „Heilanstalt“ ausgedacht hatten. Dann begann die Umerziehungsstunde, wobei der Lautsprecher 111-F-47 noch einmal intensiv die Gründe seiner „Therapie“ erläuterte. Er sagte, dass man hier einen „guten Menschen“ aus Frank machen wolle. „Einen Menschen, der menschlich ist, indem er seine Menschlichkeit überwindet“.

So ging es eine ganze Stunde lang und das Licht brannte und schmerzte immer schlimmer. Zeitweise verlor der Gefangene die Orientierung, da ihm der grelle Schein oft wie ein weißer Nebelschwaden vorkam. Sein Kopf dröhnte. Und dann noch dieses metallisch klingende Gerede, diese stählerne Computerfrau, die ihn quälte.

„Ich halte diesen Wahnsinn keine zwei Wochen aus!“ sagte Frank zu sich selbst und rollte sich in der Ecke immer kleiner zusammen. „Ich will, dass es aufhört...Bitte Gott...“ jammerte er.

Doch Gott hörte ihn nicht. Zu perfekt war die Schallisolation der Holozelle im Gefängniskomplex „Big Eye“.

Wenn Frank hier einen Gott hatte, dann war es er oder sie oder es, das Wesen hinter dem Lautsprecher.

Nachts um 22.00 Uhr wurde das grelle Licht abgeschaltet. Der Raum wurde dann schlagartig stockfinster. So finster, dass nicht die kleinste Lichtquelle übrig blieb. Frank sah die Hand vor Augen nicht mehr und in seinem Kopf hüpfen noch die Nachwirkungen des gleißenden Lichtscheins als bunte Farben umher.

Es gab hier nur extrem hell oder extrem dunkel. Wer auch immer das Konzept der Holozelle entwickelt hatte, wusste genau, dass diese grausame Form der Konditionierung selbst den widerspenstigsten Mann innerhalb von nur kurzer Zeit in einen willigen Sklaven verwandelte. Und so vergingen die ersten Tage in „Big Eye“ langsam und hinterließen viele tiefe Narben im Verstand des noch jungen Menschen. Doch es gab kein Entkommen. Keine Möglichkeit zu fliehen, keine Rettung durch Gott. Nur der Teufel schien sich für „Big Eye“ zu interessieren – vermutlich hatte er diese Hölle auf Erden sogar konstruiert.

„Stehen Sie gerade, Patient 111-F-47!“ Hier in „Big Eye“ gibt es keine Gewalt unter Patienten, keine Aufstände und keinen Ärger – denn jeder bleibt die gesamte Haftzeit für sich allein. Sie, 111-F-47, sind einer der ersten heilungsbedürftigen Menschen, der das Glück hat, in einer Holozelle seine Therapie zu erhalten. Wir freuen uns für Sie, dass das computergestützte Auswahlverfahren Sie für diesen Raum vorgesehen hat.

Verhalten Sie sich willig, seien Sie anpassungsfähig und lernen Sie die Regeln des Systems zu respektieren. Nicht

jeder Patient hier hat das Glück, in eine Holozelle zu kommen. Sie sind einer der Prototypen. Strengen Sie sich an und unterstützen Sie die Entwickler der Holozellen, indem Sie dieser Therapie zum Erfolg verhelfen!“ tönte es eines morgens durch den Raum.

An anderen Tagen wurde Patient 111-F-47 erklärt, wie wichtig es ist, alles zu glauben, was die Medien sagen. Wie nötig es ist, den Menschen von seinen Instinkten zu befreien, seinen noch zu sehr an die Natur gebundenen Verstand neu zu formatieren und psychisch richtig zu programmieren. Wie unausweichlich die Sedierung des Menschen ist, damit er glücklich werden kann. Wie wichtig Konsum und Gewinnmaximierung für eine funktionierende Gesellschaft sind.

In diesen langen Wochen der Isolation, der grellen künstlichen Tage und der schwarzen unnatürlichen Nächte war es Franks größte Sorge, nicht den Verstand zu verlieren. Die Einsamkeit, die Langeweile und vor allem das bohrende Licht hatten ihn nach einem Monat in eine traurige Gestalt verwandelt. Sehr oft dachte er jetzt an seinen Vater und seine Schwester, die einzigen Mitglieder seiner Familie, die noch da waren. Franks Mutter war vor drei Jahren gestorben, er hatte sie sehr geliebt und mit ihrem Tod verlor er nicht nur seine biologische Mutter, sondern auch seinen besten Freund, seine engste Bezugsperson auf dieser Welt. Die Zeit danach war hart. Jetzt hatte er meist keinen mehr zum Reden.

Zu seinem Vater, Rainer Kohlhaas, der im östlichen Teil Berlins wohnte, hatte Frank immer nur unregelmäßigen Kontakt gehabt. Selten, zu selten, hatte er ihn bisher

besucht, wenn er ehrlich war. Aber Rainer Kohlhaas war ein gefühlsarmer Klotz, jedes Gespräch mit ihm war mühsam, so wortkarg war er immer. Gestritten hatten sie früher häufig. Oft zeigte der Vater offen seinen Unmut über Franks Lebensweg und hielt als positives Beispiel immer Franks Schwester Martina hoch. Das hasste sein Sohn, doch jetzt waren diese Dinge ohnehin nicht mehr von Bedeutung.

Ab und zu telefonierte er mit seiner älteren Schwester, der Erfolgreicheren der beiden Kinder. Martina Kohlhaas war Lehrerin geworden, hatte geheiratet und Frank beneidete sie oftmals um ihre gute Bezahlung. Sie beichtete ihm allerdings eines Tages, wie sehr sie der Lehrerberuf belastete und wie viel Nerven er sie kostete.

Sie unterrichtete die Fächer „Biologie“ und „Englisch“ an einem Einheitsschulkomplex in Wuppertal im Unterbezirk Westfalen-Rheinland. Die Situation an den Schulen beschrieb sie als immer unerträglicher und Frank hatte den Verdacht, dass sie mittlerweile schon Beruhigungsmittel schluckte oder trank. Aber sie hielt durch, ihrem Mann und ihrem Sohn, dem kleinen Nico, zuliebe. Bürger 1-564398B-278843 hatte seinen Neffen erst zweimal gesehen, war aber immer stolz gewesen, Onkel zu sein.

In diesen schrecklichen Tagen dachte er sehr oft an den Rest seiner Familie, der vielleicht gar nicht wusste, dass er hier eingesperrt war. Sie wunderten sich vermutlich lediglich, dass Frank seit Wochen nicht mehr ans Telefon ging.

Vielleicht hatten sie seine Familienmitglieder aber auch informiert, dass er straffällig geworden, jetzt unter die Verbrecher gekommen war, und erst einmal seine gerechte Strafe absitzen musste. Er wusste es nicht, aber er konnte

sich das Gesicht sein Vaters vorstellen, wenn er diese Nachricht bekam.

„Ich hatte immer die Befürchtung, dass der Junge sein Leben vergeudet. Jetzt hat er alles endgültig versaut“, hatte er vielleicht gemurmelt. Der Häftling mochte lieber nicht an so etwas denken.

„Was ist wohl aus meiner Wohnung geworden?“ grübelte er vor sich hin. „Mit Sicherheit ist sie bereits neu vermietet worden. Das geht schnell, wenn die Miete nicht mehr vom Scanchip abgebucht werden kann.“

Frank konnte hier nur mit sich selbst sprechen und machte seiner Verzweiflung und Hilflosigkeit manchmal mit schreien oder weinen Luft. Doch es änderte nichts. Es war erst ein einziger Monat verstrichen und Frank kam es vor, als wäre er bereits vom einen Ende der Hölle zum anderen gelaufen.

Leicht war es nicht, hier durchzuhalten. Und da die täglichen zwei Umerziehungsstunden eigentlich sogar das Interessanteste waren, was an einem Tag in der Holozelle geschah, freute sich Frank nach einer Weile gelegentlich sogar darauf.

Manchmal versuchte er jedoch auch den Lautsprecher, der viel zu hoch hing, um ihn zerstören zu können, herunter zu reißen. Er steigerte sich dann in so eine Wut hinein, dass er gegen die Wände trat oder sich selbst so stark in den Arm biss, dass es blutete. Franks einsamer Kampf gegen die Windmühlen ging so einige Zeit weiter. Immer erfolglos und immer näher am Verlust seines gesunden Menschenverstandes. Manchmal schrie er vor dem Lautsprecher laut herum, bettelte um Gnade und Vergebung und gelobte jede Regel und jede Vorschrift für alle Ewig-

keit zu befolgen, alles zu glauben und alles zu tun, was man von ihm verlangte. Doch niemand antwortete ihm.

Als zwei Monate herum waren, brach Frank immer öfter in Tränen aus oder verkroch sich wimmernd und zappelnd unter seiner weißen Kunstlederpritsche. Er bildete sich ein, bereits wahnsinnig oder auf dem besten Wege dorthin zu sein. Patient 111-F-47 traute seinem eigenen Urteil nicht mehr und von anderen Menschen war er wie durch einen gewaltigen Ozean getrennt.

Im zweiten Monat seiner Haftzeit machte er den Wahnsinn zu seinem Begleiter. Er stellte ihn sich manchmal als Zellengenossen vor. Groß, hager, mit ganz blasser Haut und tiefen Furchen im Gesicht. Auch in der vorschriftsmäßigen weißen Zellenkleidung von „Big Eye“ gekleidet. Wenn der Wahnsinn neben ihm auf der Pritsche saß, antwortete er jedoch leider nie. Er grinste nur seltsam kühl und entblößte dabei seine gelblich-braunen Zähne. Aber trotzdem erzählte Frank ihm viele Dinge. Manchmal bildete sich der Patient auch ein, dass der „Herr Irrsinn“, wie er ihn nach einiger Zeit nannte, in der kompletten Finsternis der Nacht in der Ecke lag und schnarchte. Dann kroch er über den Boden und versuchte ihn zu finden, um ihm zu sagen, dass er gerne in Ruhe schlafen wollte.

Frank dachte über viel wirres Zeug nach und es war kaum nachzuvollziehen, ob er sich darüber im Klaren war, dass es wirres Zeug war. Es war ein Trip über die Grenzen des menschlichen Verstandes hinaus und jeden Morgen weckte ihn das quälende Licht.

„Das ist die Armee der Lichtteilchen, die mit ihren Rammböcken die Augenlider Stück für Stück einreißt und

dann laut grölend durch die Augen ins Innere der Schädel-
festung vorstürmt – alles abschlachtend und nicht aufzu-
halten. Und ja, diese grausame Horde richtet ein Massaker
unter meinen grauen Zellen an“, dachte sich der junge
Insasse, wenn er es kaum noch ertragen konnte.

Dann hatte er Phasen, in denen er seinen Körper stun-
denlang auf Krankheiten hin absuchte. Er fand überall
bösertige Knoten und Parasiten. Degenerierte Pickel und
seltsame Hubbel unter der Haut, die ihn mit Sorge erfüll-
ten.

Am Ende des dritten Monats entdeckte er, als er wieder
auf dem Boden kauerte, um sich vor dem aggressiven
Licht zu schützen, einige rote Punkte neben der Toilette.
Frank war sich sicher, dass es Blutspritzer waren, die nur
notdürftig mit weißer Farbe vom Gefängnispersonal
überstrichen worden waren. Herr Irrsinn hatte dazu keine
Meinung, obwohl er die ganze Zeit über in der Ecke saß
und Frank traurig ansah.

Oft dachte der Mann daran, ob es tatsächlich möglich sei,
seinen eigenen Kopf an der Wand oder der keramischen
Toilettenschüssel so kaputt zu schlagen, dass er diesen
Höllentrip hinter sich hatte. Was würde passieren? Würden
die Wärter ihn retten und ihn in dieser Kammer weiter
verrotten lassen?

Eine andere Möglichkeit war, da es hier weder Bettwä-
sche noch andere Gegenstände gab, die einen Selbstmord
möglich gemacht hätten, sich die Pulsadern aufzubeißen.
Aber jedes Mal, wenn Frank diese Gedanken hatte, verlor
er den Mut, es dann wirklich zu tun. Außerdem schaute
Herr Irrsinn dann immer sehr besorgt aus seiner Ecke. Das
Licht ging wieder aus, es war 22.00 Uhr.

Ab dem vierten Monat seiner Gefangenschaft in der Holozelle verbrachte Frank Kohlhaas die meisten Tage damit, stundenlang und regungslos auf dem Bauch zu liegen – unter seiner Pritsche.

„Soll Herr Irrsinn doch auf der Pritsche liegen, ich liege darunter. Soll er sich doch dieses verdammte Licht antun. Mich erreicht es hier nicht mehr“, dachte er und setzte ein irres Grinsen auf.

An seine Familie dachte er jetzt seltener. Und was sollte es ihm auch nützen? Hier war er von allen getrennt. Vom Rest dieser dahinsiechenden Menschheit, wozu auch Vater, Schwester und sein kleiner Neffe gehörten.

Und wie hatte ihm die computergesteuerte Frauenstimme in einer Umerziehungsstunde erklärt: „Die Bindungen an Familie und Sippe sind Fehlleistungen der Natur und der Bürger der Neuen Weltordnung kommt ohne sie aus! Sie müssen durch moderne Regeln korrigiert werden. Die Familie schadet der neuen Ordnung und behindert die ökonomische Entwicklung.

Der Mensch muss lernen, sie zu überwinden. Die Familie ist nicht fortschrittlich, sie hemmt jede Weiterentwicklung. Vergessen Sie Ihre Familie, denn Ihre neue Gemeinschaft ist die Gemeinschaft der Einen-Welt. Sie sind Teil des Ganzen, Patient 111-F-47 und das Ganze ist ein Teil von Ihnen!“

Seine einzige Unterhaltung war es in dieser verwirrenden Zeit, die Staubkörner auf dem Zellenboden zu begutachten und festzustellen, dass es mehr interessante Formen und Farben bei ihnen gab, als man gemeinhin dachte. So etwas war für Frank manchmal regelrecht faszinierend und so hörte er kaum hin, wenn die sanfte Stimme der Umerzie-

hung aus dem Lautsprecher ihm erklärte, warum die alte Ordnung der Welt falsch war und die neue Ordnung ohne Ausnahme richtig.

Als der fünfte Monat anbrach, wurde Frank auf einmal gesprächig. Er erzählte Herrn Irrsinn bisweilen fünf oder sogar sieben Stunden am Stück alle möglichen Dinge. Er hielt Reden, die den Anweisungen der Umerziehungsstunden sehr ähnlich waren. Er hatte sich vorgenommen, Herrn Irrsinn, immerhin eine bedeutende Persönlichkeit, die auch bei vielen anderen Menschen häufig zu Gast war, umzuerziehen.

Er predigte ihm die wichtigsten Aspekte jeder aktuellen Umerziehungsstunde, rezitierte sie, brüllte sie und schlug und trat manchmal auf Herrn Irrsinn ein, wenn dieser ihn nicht interessiert genug ansah. Und obwohl er diesen Herrn in der Ecke, der auch manchmal auf seiner Pritsche saß, eigentlich als seinen Zellengenossen und Freund ansah, musste er ihm auch gelegentlich einmal weh tun, damit er lernte. So hatte Patient 111-F-47 in Herrn Irrsinns Ecke nach dem fünften Monat ein beachtlich tiefes Loch in die Wand getreten – diesen aber leider nie getroffen.

Als noch ein weiterer Monat verstrichen war, hatte Frank es aufgegeben, Herrn Irrsinn zu überzeugen, auch ein braver Bürger des neuen Weltstaates zu werden. Jetzt versuchte er, sich vor allem jedes einzelne Wort der Umerziehungsstunden zu merken und oft konnte er die ersten zwei oder drei Minuten komplett auswendig nachplappern. Er schrie, sang und heulte die Phrasen aus dem Lautsprecher nach wie ein Papagei.

Die Notwendigkeit der Registrierung der Erdbevölkerung, die Pflicht des Gehorchens, die Selbstregulierung der Ökonomie, die Unabwendbarkeit einer Gesellschaft ohne Geschlechter, Völker und Rassen, die Regel von der Auflösung aller Kulturen und Religionen, das Gebot der Unmenschlichkeit als Grundlage einer neuen Menschlichkeit. Sein Gedächtnis erwies sich, obwohl vom Pilz des Wahnsinns schon stark befallen, als erstaunlich gut. Frank sah sich als Lernender und mit blutunterlaufenden, kochenden Augäpfeln schrie er manchmal „Jawohl, so ist es!“, wenn der Lautsprecher zu ihm sprach.

Mittlerweile war ein halbes Jahr vergangen und Patient 111-F-47 hatte viele Möglichkeiten entwickelt, die Stunden und Tage tot zu schlagen. Sogar einen eigenen Tagesplan hatte er im Geiste aufgestellt:

- Essen
- Möglichst viele Wörter aus der Umerziehungsstunde auswendig lernen
- Herrn Irrsinn diese erklären (aber nur, wenn er zuhörte)
- Die Fasern der weißen Tapete genauer untersuchen
- Das Zimmer nach Staub absuchen
- Mittagessen
- Sich mit Herrn Irrsinn streiten

Franks Essenrationen kamen dreimal täglich durch eine Klappe an der Wand. Man hatte freundlicherweise darauf

geachtet, dass er seine Holozelle auch für den Zweck der Nahrungsaufnahme niemals verlassen musste.

Nach weiteren zwei Monaten sahen die Überwachungskameras von „Big Eye“, die jede Zelle im gesamten Gefängnis-komplex fest im Blick hatten und auch den Raum 47 im Block F ständig scannten, nur noch einen Menschen, der die meiste Zeit des Tages wie tot mit dem Gesicht nach unten auf seiner Pritsche lag

Frank Kohlhaas, der Patient 111-F-47, schien sich in eine beängstigende Lethargie ergeben zu haben und wünschte sich wohl nichts sehnlicher, als das Aussetzen seines Herzens. So wirkte es jedenfalls. Die Behandlung hatte ihn innerlich zerbrochen und selbst das irrationale Verhalten und die emotionalen Ausbrüche, die ihn bis dahin, unter der freundlichen Leitung des Herrn Irrsinn, noch irgendwie auf den Beinen gehalten hatten, waren nicht mehr zu sehen.

Über acht Monate Holozelle hatten seinen Verstand so stark zerfressen, dass sich auch sein Körper zu weigern schien, die Tortur noch weiter mitzumachen. Das grelle, böartige Licht, das ihn 14 Stunden am Tag quälte, hatte seinen Henkersdienst fast getan, ebenso die undurchdringliche Dunkelheit der künstlichen Nächte. Die Holozelle 47 im Block F, diese Höllenkammer ohne Fenster, nur mit Pritsche, Toilette und Essensklappe in der weißen Wand, hatte den Verurteilten dann doch geschafft. Nicht einmal Franks einziger Freund, der stumm grinsende Herr Irrsinn, hatte es ausgehalten – denn er war weg.

Am 21.03.2028 wurde das Licht wieder einmal um 22.00 Uhr abends von der computergesteuerten Anlage von „Big Eye“ abgeschaltet. Der halb ohnmächtige Frank Kohlhaas, der irgendwo in seiner Zelle mit dem Gesicht nach unten in einer Lache seines Speichels auf dem Boden lag, wurde erneut von der Dunkelheit verschluckt. Er selbst nahm dies gar nicht mehr wahr.

Am folgenden Tag unternahm die Armee der Lichtteilchen erneut einen Großangriff auf Franks Kopf. Mit lautem Krachen donnerten sie Rammböcken gleich gegen seine Augenlider und schafften es, den halbtoten Patienten noch einmal halbwegs aufzuwecken. Doch Franks Wille war zerschmettert und was sollte ihn jetzt noch ein weiterer Tag von Hunderten in dieser Holozelle interessieren. Er hoffte, mit dem noch glimmenden Rest seines Verstandes, dem Tod möglichst bald zu begegnen und er war sicher, dass er den Gevatter wie einen Erlöser feiern würde, wenn er doch endlich käme.

Am 22.03.2028 um 9.45 Uhr morgens dröhnte die elektronische Frauenstimme plötzlich durch die grell erleuchtete Zelle. Frank lag nach wie vor auf dem Boden wie ein sterbendes Tier und vernahm ihren Klang kaum noch. Der kleine Teil seines Hirns, der von der Horde der Lichtteilchen noch nicht überrannt und geschleift worden war, wunderte sich noch kurz darüber, dass es nach dem Weckruf noch eine weitere Ansage gab, dann schaltete er wieder ab. Trotzdem war das noch niemals vorgekommen, seitdem er hier war. Es war ungewöhnlich.

„Aufgepasst, Patient 111-F-47! Ihre Holozelle wird ab morgen aufgrund von Räumlichkeitsumstrukturierungen durch die computergesteuerte Verwaltung von „Big Eye“ einem anderen Patienten zur Verfügung gestellt. Sie selbst werden in die Heilanstalt „World Peace“ nach Bonn verlegt, wo Ihre Therapie die nächsten vier Jahre und vier Monate fortgesetzt werden wird.

Seien Sie unbesorgt, Ihr Heilungsprozess wird nicht unterbrochen. Eine Holozelle gleicher Art steht in „World Peace“ für Sie bereit!“

Der junge Mann dachte kaum über den Inhalt der Durchsage nach. Sollten sie ihn doch hinbringen, wohin sie wollten. Er würde hoffentlich bald tot und frei sein.

Doch bis zum folgenden Morgen lebte er noch. Oder besser gesagt: Sein Herz weigerte sich, das Schlagen einzustellen, obwohl es sich sein Besitzer im wahrsten Sinne des Wortes „vom Herzen“ wünschte.

Er hatte sich während des ganzen Tages und der Nacht fast überhaupt nicht bewegt und schien es, mit seinem unterbewussten Wunsch zu sterben, wirklich ernst zu meinen. Doch das verstanden die drei Vollzugsbeamten, die pünktlich um 8.00 Uhr seine Holozelle öffneten und den Raum betraten, nicht. Sie waren die ersten Menschen seit über acht Monaten, die Frank hier „besuchten“. Wenn auch nur, um ihn von A nach B zu verfrachten, von einer Höllenkammer in die nächste.

„Der Kerl atmet noch, aber er sieht verdammt fertig aus“, sagte einer der drei Wächter.

„Heeee...Steh auf, wir haben nicht ewig Zeit, Mann“, brummte ein weiterer und versetzte Frank einen leichten Tritt in den Rücken.

„Hrrrr!“ gab der Gefangene nur von sich und zuckte leicht.

„Verdammt, der Typ ist wirklich kaputt. Sieh dir das an, Uwe“, staunte der dritte Vollzugsbeamte. „Hol mal ein Aufputzmittel, sonst bekommen wir den hier nicht mehr auf die Beine!“

Einer der Beamten entfernte sich und kam eine Viertelstunde später mit einem Becher Wasser und zwei roten Pillen wieder.

„Hey! Hey, 111-F-47! Mach mal den Mund auf. Ja, so ist brav, Junge. Und jetzt runter damit“, befahl er.

Frank schluckte die Pillen geistesabwesend hinunter und konnte wenig später zumindest gestützt laufen. Er verstand nicht, was mit ihm passierte und bemerkte kaum, dass er die verhasste Holozelle hinter sich ließ.

„Los! Reiß dich zusammen, Mann! Du sollst gehen. Ja, so ist es gut. Einen Fuß vor den anderen! Vorwärts!“ brummte der Wächter und stützte Frank.

Patient 111-F-47 wurde aus dem Gebäude des „Big Eye“ Gefängnisses nur mit Mühe und Not herausgeschafft. Er war so schwach und weggetreten, dass ihn die drei Vollzugsbeamten mehr oder weniger hinter sich her schleifen mussten. „Dass der Kerl nach zwei Pillen „Steroin“ immer noch nicht fit ist?“ bemerkte einer der Gefängnisangestellten erstaunt. „Los jetzt, der Transportfahrer wartet schon in Halle B!“

Irgendwann hatte man das Häufchen Elend, das einmal unter dem Namen Frank Kohlhaas bekannt war, mit Hilfe

von „Steroin“, einem hochkonzentrierten Aufputschmittel, und einigen Schlägen auf den Kopf bis zum Transport-Van befördert. Frank kroch die drei Stufen der Metalltreppe hoch und sank auf einen der Sitze nieder. Seine Hände waren mit Handschellen hinter seinem Rücken gesichert worden und er starrte auf den Boden.

„Passt auf den Typ auf! Der ist fertig! Nicht, dass er euch während der Fahrt noch alles voll kotzt oder sogar verreckt“, gab der Vollzugsbeamte seinen Kollegen mit auf den Weg. „Ja, wir passen schon auf!“ antwortete einer der Polizisten im Laderaum des Fahrzeugs.

Neben Frank befanden sich noch zwei Beamte und ein weiterer Häftling im Rückraum des Transport-Vans. Die Staatsdiener waren mit Schrotflinten bewaffnet und legten Frank, der vor Schwäche fast auf den Boden rutschte, und dem anderen Gefangenen einen zusätzlichen Sicherheitsgurt an, so dass sie nur noch die Beine bewegen konnten.

Der Transport-Van setzte sich gegen 9.00 Uhr in Bewegung und verließ das Gelände des Gefängnis Komplexes „Big Eye“. Selbst wenn Frank die Gelegenheit gehabt hätte, durch ein Fenster einen letzten Blick auf den verhassten Ort des Horrors zu werfen, an dem er acht Monate lang geistig zu Grunde gerichtet worden war, so hätte er es wohl nicht getan. Erstens hatte der durch Gitter gesicherte Rückraum des Transporters ohnehin kein Fenster und zweitens war es dem Patienten 111-F-47 mittlerweile gleich, ob er in „Big Eye“, „World Peace“ oder sonst irgendwo den Tod fand. Hauptsache es würde schnell gehen – das war seine einzige Sorge. Nachdem sie eine Viertelstunde gefahren waren und niemand ein Wort gesprochen hatte, zischte der schräg gegenüber sitzende

Gefangene zu Frank hinüber: „He,...Pssst! Ich bin Alf! Wer bist du?“

Frank ignorierte die Frage des Mannes. Es interessierte ihn nicht, wer dort noch saß. Er starrte weiter mit glasigen Augen auf den metallenen Boden des Rückraums. Plötzlich schrie einer der Polizisten dazwischen: „Bäumer, du Spinner! Halt dein verdammtes Maul! Kontakt unter Gefangenen ist gegen die Vorschrift!“

„Ich dachte, wir sind Patienten?“, antwortete der Häftling mit trotzigem Blick und einem leichten Anflug von Ironie.

Nun reagierte der Polizist auf seine Weise. Er schlug Bäumer strack ins Gesicht und sagte: „Oh, tut mir leid, Mann. Wollte nicht unhöflich sein.“

Der Häftling schluckte einen Schwall aus Blut und Speichel herunter und blickte mit einem leicht psychopathischen Grinsen zu Frank. Dieser war allerdings nach wie vor stumm und ließ sich auch durch diesen Anflug von Mut seitens des anderen Insassen nicht aufmuntern.

„Alf Bäumer“ dachte er nur kurz, dann versank sein Verstand wieder in einem verschwommenen Nebel.

Alfred Bäumer, Patient 578-H-21, war ein hochgewachsener Mann. Er hatte einen dunkelbraunen Spitzbart, breite Schultern und eine Tätowierung am Hals. Die wenigen hastigen Blicke, die ihm Frank schenkte, zeigten das Bild eines kämpferisch wirkenden Mannes, der Anfang oder Mitte dreißig war. Vor allem seine hellblauen Augen und die große Narbe in der rechten Gesichtshälfte waren auffällig.

Wie lange die Fahrt jetzt schon gedauert hatte, konnte Kohlhaas kaum sagen. Vielleicht eine weitere Viertelstunde. Alfred Bäumer schien die Sache klarer im Blick zu

haben. Seine blauen Augen blickten die Polizeibeamten finster und feindselig an. Er fletschte die Zähne und starrte bald wieder zu Frank hinüber. Auf irgendetwas schien er zu warten.

Die Veränderung

In einem kleinen Waldstück nahe der Landstrasse BAS-74 standen vier Männer im verregneten Unterholz und spähten nach Osten. Sie trugen Tarnkleidung, ihre Gesichter waren hinter schwarzen Sturmhauben versteckt. Drei von ihnen fingerten nervös an ihren Sturmgewehren herum, während einer durch einen Feldstecher starrte und den anderen Anweisungen gab.

„Wie lange noch, Sven?“ fragte einer der Männer den mit dem Fernglas.

„Ich sage euch schon Bescheid. Sie müssten jeden Moment hier sein. Denkt daran, Jens schießt nur auf die Reifen, wir schießen nur auf die Fahrer“, antwortete jener. „Und durchlöchert nicht aus Versehen den Rückraum, verstanden?“ fügte er hinzu.

„Die Sache ist verdammt riskant. Hoffentlich kommen wir hier auch wieder weg“, sagte einer der Männer leise.

„Jetzt ist es zu spät. Wir ziehen das durch. Prüft noch einmal eure Waffen!“ zischte sein Hintermann.

Die Minuten vergingen und die vier Männer robbten weiter vorwärts, bis sie in unmittelbarer Nähe der Landstrasse waren. Sven, der mit dem Feldstecher, hielt plötzlich inne.

„Da! Da vorne! Das sind sie! Macht euch fertig!“ rief er.

Alle huschten in Deckung und luden ihre Sturmgewehre durch. Der Transport-Van, auf den die vier Männer nunmehr seit fast zwei Stunden warteten, kam mit mittlerer Geschwindigkeit immer näher.

Es verging noch eine lange und zähe Minute voller Zweifel und Unsicherheit in den Herzen der vier Gestalten, die dort im Unterholz lauerten, dann war es soweit. Und während sich die drei Polizisten, die vorne in der Fahrerkabine des Gefangenentransporters saßen, noch darüber aufregten, dass sie wegen der Verlegung von lediglich zwei Häftlingen von Bernau bis nach Bonn fahren mussten und schwer über die Verwaltung schimpften, sahen sie plötzlich sich schnell bewegende Schatten aus dem Wald auf ihr Transportfahrzeug zurennen.

„Jetzt! Feuer!“ brüllte der Späher mit dem Fernglas und alle vier Männer rissen ihre Waffen hoch, legten an und eröffneten einen ohrenbetäubenden Kugelhagel auf den Transporter.

„Tac-tac-tac-tac-tac!“ dröhnte es durch das Waldstück und die weiter vorwärts stürmenden Vermummten feuerten auf die Windschutzscheibe und die Reifen des Fahrzeugs. Mit einem lauten Klirren zerbarsten die Scheiben des Transport-Vans und er geriet ins Schleudern. Dann hielt er an.

„Macht die Schweine kalt!“ schrie einer der Maskierten und schoss wie von Sinnen weiter auf die Fahrerkabine. Einer der zwei Beamten im vorderen Bereich des Vans hatte einen Kopfschuss abbekommen und ein gewaltiger Blutfleck hatte sich über der Kopfstütze seines Sitzes ausgebreitet. Ein anderer der Polizisten schien am Arm verletzt und hatte sich hinter dem Motorblock in Deckung begeben, verwirrt seine Waffe suchend. Der Dritte riss die Beifahrertür auf und feuerte mit seiner Waffe wild um sich.

Eine Salve aus zwei Sturmgewehren schickte ihn jedoch zu Boden.

Mittlerweile waren die vier Männer dem Fahrzeug so nahe gekommen, dass sie auch von der Seite durch die aufgerissene Tür ins Innere des Fahrerraums feuern konnten und der dort kauende Polizist seine Deckung verlor. Einer der Männer riss sein Gewehr hoch, durchsiebte den Beamten mit mehreren Kugeln und stieß einen triumphierenden Schrei aus.

„Zerstört das Ortungsgerät!“ brüllte einer und der Mann, den die anderen Sven nannten, hechtete vorwärts und zerschoss ein funkgerätartiges Etwas im Vorderteil des Transporters mit seiner Handfeuerwaffe.

„Bolzenschneider her! Los! Los! Beeilung!“ rief er und die Vier sprinteten zur Tür des Transportraums.

Die Knallerei draußen war den zwei Polizeibeamten, die Frank Kohlhaas und Alf Bäumer bewachen sollten, natürlich nicht unbemerkt geblieben. Selbst Patient 111-F-47 schien kurzzeitig seine geistige Verwirrung verloren zu haben und schaute verwundert umher.

„Was zur Hölle ist da draußen los?“ fauchte einer der Bewacher, lud seine Schrotflinte durch und machte sich daran, die Tür des Rückraums zu öffnen. Der andere tat es ihm gleich und hechtete ebenfalls an Frank und Alfred vorbei.

„Holt mich endlich hier raus!“ brüllte Bäumer auf einmal aus voller Kehle und versetzte einem der Beamten einen Tritt in den Unterleib.

Im gleichen Moment wurde die Tür von außen aufgebrochen und Licht fiel in das Dunkel des Rückraums. Einer

der Polizisten feuerte blitzartig aus dem Van heraus und traf einen Maskierten mitten im Gesicht, als dieser versuchte, in den Van einzudringen. Eine Wolke aus Blut und Knochensplittern spritzte auf und der Mann sank mit zerfetztem Schädel zu Boden.

Die restlichen drei Angreifer antworteten mit Feuerstößen aus ihren Sturmgewehren und trafen den Beamten, der wie ein blutendes Sieb kopfüber aus dem Laderaum purzelte. Derweil fing Frank an wie ein gequältes Kind zu schreien, ja regelrecht zu kreischen und riss in einem Anfall unbändiger Wut so fest an seinem zusätzlichen Sicherheitsgurt, dass er ihn aus der Verankerung brach. Mit einem hohen Tritt traf er den zweiten Wächter im Gesicht und dieser taumelte. Frank quiekte wie ein angestochenes Schwein und sein Blick verfinsterte sich so sehr, dass sein Gesicht einem brodelnden Kessel wahnsinnigen Hasses glich. Seine Augen schienen klar und blutrünstig und ehe die drei anderen Vermummten in den Rückraum gestürzt kamen, hatte er den Beamten mit einer Kopfnuss, die er im Sprung ausführte, zu Boden geschickt.

Zwar waren seine Hände immer noch auf seinem Rücken befestigt, doch trat er den Polizisten jetzt so hart ins Gesicht, dass dieser blutend erneut zusammenbrach. Frank stürzte sich auf ihn und biss ihm wie ein wildes Tier in die Backe. Es folgte ein Schuss aus einer Handfeuerwaffe, der den verrückt gewordenen Frank beinahe selbst getroffen hätte – dann war auch der letzte Wachhabende tot.

Frank heulte auf und trat noch mehrmals auf den sterbenden Mann ein bis ihn die anderen aus dem Van herauszogen. Seine weißen Kleider waren blutverschmiert und Frank erinnerte die verdutzt vor ihm stehenden Maskierten

eher an einen rachsüchtigen Metzger als an einen Häftling. Jetzt schien er wieder wegzutreten und setzte sich erschöpft auf die metallene Einstiegstreppe des Transportfahrzeug.

„Na, was ist jetzt, Mann! Komm! Oder willst du warten bis die nächste Ladung Polizisten hier ist?“ schrie ihn Alf an.

Er schleifte Frank mit sich und folgte den anderen drei Männern in das Waldstück. Jetzt galt es, sich wirklich zu beeilen, denn die Operation hatte viel zu lange gedauert und ein solches Gemetzel war eigentlich nicht eingeplant gewesen. Zudem hatten sie einen Mann verloren und man konnte nur von Glück sagen, dass kein anderes Auto die Landstrasse entlang gekommen war, sonst hätte es vielleicht noch mehr Tote gegeben.

Die drei Vermummten und Alfred, der Frank mehr oder weniger hinter sich herziehen musste, rannten hastig in den Wald hinein.

„Macht schon!“ brüllte einer der drei Maskierten. „Zum Teufel, wir haben nur noch zehn Minuten für das Stück!“

Alf Bäumer packte Kohlhaas am Kragen und keifte ihn an, schneller zu rennen, was der vollkommen verstörte Mann allerdings nur widerwillig tat.

„Wenn sich dein Kumpel nicht gleich ein bisschen mehr beeilt, dann knalle ich ihn ab, Alf! Ich meine es ernst!“ schmetterte einer der Drei, der schon vorgelaufen war.

Alfred richtete sich vor Frank auf, schüttelte ihn und fauchte: „Das ist deine einzige Chance, du Idiot! Wenn sie dich jetzt kriegen, bist du so gut wie tot! Komm mit mir, vertraue mir!“

Frank Kohlhaas hatte in den letzten Monaten niemandem vertrauen können und der geistige Aderlass, den die Holozelle von ihm gefordert hatte, war enorm gewesen. Aber das Wort „Vertrauen“ klang wie ein sanftes Balsam in seinen Ohren, die so lange nur Gift eingesaugt hatten und die frische, kalte Waldluft, die er jetzt einatmete, ließ ihn langsam erkennen, dass diese Gelegenheit die Freiheit zu erlangen, nicht weggeworfen werden durfte. Er rannte plötzlich, rannte und rannte, schloss zu den anderen auf und verschwand mit ihnen im Dickicht des Waldes.

Die fünf Flüchtigen erreichten nach einer kurzen Weile ein großes Feldstück, wo sie ein alt aussehendes und nicht besonders großes Flugzeug erwartete. Sie sprangen in den Laderaum und schoben die Tür hinter sich zu. Dann rangen sie nach Luft und das Flugzeug hob ab.

„Wer ist der Kerl, Alf?“ fragte einer der drei Befreier mit unfreundlichem Unterton und zog sich die Sturmhaube vom Gesicht, worunter neben einer blonden Stoppelfrisur ein großer Mund mit leicht schiefen Zähnen zu sehen war.

„Keine Ahnung! Er wurde mit mir verlegt!“ erwiderte Alf. „Sag uns deinen Namen, Mann!“ fügte er hinzu und sah Frank mit scharfem Blick an.

„Frank Kohlhaas, Bürger 1-564398B-278843....“ hauchte Frank erschöpft.

„Deine Bürgernummer interessiert bei uns keinen. Bei uns gibt es diese elende Scheiße nicht!“ grollte der noch recht junge Mann, den die anderen Sven nannten. „Wir sind freie Männer und keine Sklaven mit Bürgernummern.“

„Schon gut, ich glaub, der war in einer Holozelle. Deswegen ist der auch so durch den Wind“, erklärte Alf den anderen.

„Ja...so eine Zelle...“ stammelte Frank.

„Eine Holozelle? Dieses Ding, das jetzt von der GSA in sämtlichen Gefängnissen weltweit eingerichtet werden soll? Tatsächlich?“ fragte einer der drei Rebellen erstaunt. „Kein Wunder, dass du wirkst, als wärst du auf Drogen. Diese Dinger sind die übelsten Gehirnwäscheinstrumente, die es derzeit gibt. Wie lange warst du in so einem Höllenloch?“

„Ich glaube seit August 2027...Lasst mich damit in Ruhe...“ brummte Frank zerknirscht in die Runde und vergrub sein Gesicht wieder hinter seinen Knien, wie er es in den letzten Monaten so oft getan hatte. Dann drehte er sich zur Seite und döste in seinem üblichen Halbschlaf vor sich hin, obwohl das veraltete Flugzeug einen Höllenlärm machte und unglaublich schwankte.

Es war im Jahre 2028 nicht einfach, mit einem Flugzeug eine solche Aktion durchzuführen oder überhaupt nur unbehelligt damit herum zu fliegen. Allerdings war dieses Flugzeug unauffällig, denn es war per Chipkarte als zwar veraltetes, aber dennoch erlaubtes Transportmittel im Baltikum registriert worden. Wenn es vom Computer einer Satelliten- oder Luftüberwachungsstation gescannt wurde, dann lief es als Transportflugzeug eines Matas Litov, eines litauischen Bauern, durch die Datenbanken der europäischen Überwachungsserver.

Die Chipkarte der Maschine war von einem begnadeten Computerhacker so umgestellt worden, dass sie vollkommen unauffällig wirkte und keinen Alarm auslöste. Doch

auch die Künste dieses Mannes hatten ihre Grenzen und eines Tages würde die sich ständig verbessernde Überwachung wohl auch diesen Trick erkennen können.

Jedenfalls schienen die Behörden auf einen so entschlossenen und brutalen Angriff auf einen Gefangenentransporter nicht sonderlich gut vorbereitet gewesen zu sein. Man hatte mit einer derartigen Aktion offenbar schlichtweg nicht gerechnet und eine große Portion Glück war sicherlich auch dabei gewesen.

Frank Kohlhaas, dessen Bürgernummer jetzt nicht mehr von Bedeutung war, flog mit den anderen über Polen in Richtung des Gebietes der ehemaligen baltischen Staaten, Estland, Lettland und Litauen, die mittlerweile zusammen mit weiteren ehemaligen Nationalstaaten Osteuropas zum Verwaltungs- und Produktionssektor „Europa-Ost“ zusammengefasst worden waren.

Allerdings war hier die komplette Überwachung der Bevölkerung und des gesamten öffentlichen Lebens noch nicht so ausgeklügelt und perfektioniert wie in Nordamerika oder in West- und Mitteleuropa. Viele Staaten Osteuropas hatten sich lange geweigert, die Befehle der Weltregierung, die sich zuerst in den westlichen Regionen etabliert hatte, blind zu befolgen und so dauerte es einfach länger bis hier ein so komplexes Überwachungsnetzwerk installiert werden konnte wie im Westen. Was allerdings nicht heißen sollte, dass nicht auch hier die Vorbereitung für eine ähnliche High-Tech-Kontrolle der Bevölkerung im vollen Gange war. Aber noch hatte man, wenn man sich nicht zu dumm anstellte, mehr Freiräume.

Das am schärfsten überwachte Gebiet der Welt waren im Jahre 2028 die britischen Inseln. Hier hatte sich vor langer

Zeit das Übel seine erste wirklich starke Bastion geschaffen, von wo aus es über die Völker der Erde kam.

Hier wurden in den letzten Jahren schon die nächsten Schritte der Weltregierung getestet und eingeführt, so zum Beispiel das Kompletต์verbot von sexuellen Kontakten zwischen Mann und Frau, das Verbot jeglicher Familienstruktur, wie auch das Züchten der Bevölkerung durch staatliche Eingriffe nach den Vorgaben der ökonomischen Notwendigkeit.

Wer gegen dieses System kämpfen wollte, der hatte sich wahrlich einiges vorgenommen und sollte vor allem zu seinem Schöpfer ein gutes Verhältnis haben, denn ihm begegnete man dabei oft schneller als man glaubte.

So wie Alf und seine Mitstreiter, die anscheinend wirklich dachten, etwas verändern zu können. Jedenfalls war Frank Kohlhaas jetzt bei ihnen und genoss es, erst einmal frische Luft zu atmen, wieder leben zu können. Er hatte die Hölle gesehen und sich den Tod gewünscht, ihn manchmal angebettelt zu kommen. Doch der Gevatter wollte ihn scheinbar noch nicht. Jetzt hatte sich alles geändert...

Ausgelagert

„Outsourcing“ oder auch „Auslagerung“ war einer der Lieblingsbegriffe der Globalisierung, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit aller Macht losbrach. Jetzt war Frank Kohlhaas selbst irgendwie ausgelagert worden. Er hatte den Verwaltungs- und Produktionssektor „Europa-Mitte“ verlassen und lagerte nun ganz woanders.

Das klapperige Flugzeug überflog das Gebiet des früheren Staates Polen, die mittlerweile vollkommen verfallene alte Stadt Kaliningrad, das frühere Königsberg und machte sich schließlich auf den Weg ins südliche Baltikum, um in einem ländlichen Gebiet nördlich von Vilkija in einem ehemals verlassenem Dorf namens Ivas zu landen.

Die fünf Männer waren erschöpft und nahmen die vorbeiziehende Landschaft unter ihnen kaum durch die Fenster wahr. Frank wirkte immer noch schwer verstört und konnte nur zeitweise verstehen, was hier gerade mit ihm geschah. Er litt unter seltsamen Muskelkrämpfen und war trotz seines angeschlagenen Gesundheitszustandes und seiner kaum noch vorhandenen Kraft nicht in der Lage, wenigstens für eine halbe Stunde zu schlafen.

Immer hatte er die Augen halb offen und fühlte sich, als ob jemand ihm einen vollen Sack Zement auf den Kopf gelegt hatte. Als das Flugzeug gelandet war, half ihm Alf beim Aussteigen und führte ihn zu einem verfallenen Haus.

„Kann ich irgendwo schlafen oder auch nur liegen?“ fragte ihn Frank benommen.

„Ja, leg dich bei mir erst mal hin“, antwortete Alf und zog den jungen Mann mit sich in das Gebäude. „Wir haben etwas zu besprechen, Frank. Du kannst dich hier erst einmal ausruhen – bis später“, sagte Alf und zeigte auf ein altes Bett in einem schäbigen und halbdunklen Raum mit dunkelroter, abblättrender Tapete.

Frank drehte sich zur Seite und versuchte zu schlafen. Es gelang ihm kaum, und doch hatte er das Gefühl, dass es ihm schon besser ging.

Nachdem er sich mehrere Stunden in einem seltsamen Zustand des Halbschlafs befunden hatte, nickte er letztendlich doch ein. Er träumte nichts. Es war schwarz in seinem Kopf. So schwarz wie es in der Holozelle in den acht künstlichen Nachtstunden immer gewesen war.

Nächster Tag...

„Das war eine knappe Angelegenheit. Schade um Rolf Weinert, war ein guter Mann, gerade erst 29 Jahre alt geworden“, sagte Alf in die Runde. „Vielen Dank, dass ihr mich aus der Hölle herausgeholt habt. Ich weiß, ich wirke immer sehr hart und kämpferisch, aber ich hätte das auch kein Jahr mehr ausgehalten. Der andere Kerl ist ja vollkommen kaputt, aber es würde wohl keinem von uns anders ergehen, wenn man ihn acht Monate in eine Holozelle gesteckt hätte. Dafür ist er eigentlich noch erstaunlich gut beieinander.“

„Von einem weiteren Mann war niemals die Rede!“ herrschte Alf ein rothaariger junger Mann an.

„Was hätte ich denn machen sollen? Den armen Kerl zurücklassen? Ihn verrecken lassen? Du glaubst doch

nicht, dass er „World Peace“ noch lange überlebt hätte“, giftete Bäume zurück.

„Na ja, eigentlich können wir im Bezug auf unsere Sache auf Einzelschicksale keine Rücksicht nehmen“, bemerkte ein anderer der Männer harsch.

„Ich kümmerge mich um ihn. Was soll er schon machen? Die litauische Polizei rufen?“ brummte Alf sichtlich genervt.

„Lassen wir das. Wenn der Typ ein Sicherheitsrisiko wird, dann müssen wir ihn töten. So sind die Regeln!“ ergänzte ein kaum 20jähriger Blondschoopf.

„Ich weiß das auch, Junge! Du brauchst mich nicht aufzuklären, verstanden? Ich war schon dabei, da warst du noch ein Hosenscheißer!“ zischte Alf aufgebracht in Richtung des jungen Kämpfers.

„Ruhe, Leute! Seid froh, dass es geklappt hat und ihr noch am leben seid! Eigentlich werden für Gefangenentransporte seit zwei Jahren fast nur noch die gepanzerten Großbusse verwendet. Dass sie diesmal einen veralteten Transport-Van, der wohl kurz vor der Ausrangierung stand, verwendet haben, war vermutlich nur der Fall, weil lediglich zwei Gefangene verletzt werden mussten und ein Großbus das Budget für eine solch unwichtige Fahrt überschritten hätte. Mit einem dieser neuartigen Ungetüme wäret ihr nicht so einfach fertig geworden. Da hättet ihr mindestens einen Granatenwerfer gebraucht, um den zum Halten zu bringen!“ rief plötzlich ein hochgewachsener Mann, vielleicht Ende fünfzig, in die Runde. Er war nachträglich in den kleinen Raum gekommen.

Es war Thorsten Wilden, ein ehemaliger mittelständischer Unternehmer, der vor einigen Jahren ins Baltikum geflo-

hen war. Groß, grauhaarig, mit einem eingefallen, länglichen Gesicht und einem auffällig spitzen Kinn. Der Mann wirkte sehr rational und sachlich und man sah ihm an, dass er in seinem Leben bereits viel durchgemacht hatte.

„Aber der Junge hat Recht. Morgen will ich diesen Frank kennenlernen. Ich hoffe, dass er uns hier keine Schwierigkeiten macht, sonst bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn zum Schweigen zu bringen“, ergänzte der hagere Mann, der hier scheinbar einiges zu sagen hatte.

„Er wird nichts machen! Der ist doch total am Ende, verdammt!“ sagte Alf zerknirscht und verdrehte die Augen.

„Wo ist er jetzt?“ fragte Wilden.

„Bei mir. Also bei John meine ich. Der pennt sicher.“ erwiderte Alf. „Ich werde mich um ihn kümmern und bürge auch für ihn. Reicht das jetzt endlich?“

„Gut, Männer!“ donnerte der Anführer in die umherstehende siebenköpfige Gruppe. „Morgen wird hier wieder ein geregelter Tagesablauf für euch alle stattfinden. Wir haben noch einiges zu säen und auch sonst viel zu tun. Alf kann sich um den Neuen kümmern und ich will, dass ihr ihm erst einmal die Ruhe zukommen lasst, die ihm nach diesem ganzen Mist zusteht.“

HOK hat mir übrigens erzählt, dass die Befreiungsaktion in „Europa-Mitte“ gestern Abend im Fernsehen war, in den Nachrichten. Er hat den Bericht und den sollten wir uns gleich mal ansehen“.

„Ja, gut. Viel Spaß dabei, ich gehe jetzt nach Hause und will heute keinen mehr sehen“, stöhnte Alf und verließ den Raum.

Es dämmerte bereits und Frank lag noch immer zwischen einigen ungewaschenen, aber weichen Kissen. Langsam fiel eine Last von seiner Seele und der Schmerz in seinem Geist, der wie ein rotes, pochendes Geschwür angeschwollen war, begann ein wenig abzuklingen. Im Nebenraum hörte er ein Rascheln, kurz darauf dann lautes Schmatzen und das Klackern von Besteck auf einem Teller. Einige Minuten später betrat sein Gönner den Raum.

„Du musst mal langsam was essen. Hier!“ Alf reichte ihm einige Scheiben Brot und zwei Bratwürste.

„Danke!“ hauchte Frank und aß langsam und gemächlich. „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Hier findet uns niemand. Wir sind in Litauen. Weit weg von Deutschland, beziehungsweise diesem „One-World-Käfig“ namens „Europa-Mitte“. Iss dich satt und dann lasse ich dich weiter schlafen“, beruhigte in Alf.

Es war schon seltsam. Wenn er Alfred Bäumer früher auf der Straße gesehen hätte, dann wäre er wohl auf die andere Seite gegangen. Er sah wirklich verwegen und gewalttätig aus – was er sicherlich auch war, wenn es sein musste.

Er wirkte wie der typische Schwerverbrecher, den man zu lebenslanger Haft verdonnert hatte: Muskulös, mit einem dunklen, spitz zulaufenden Bart, einer Tätowierung am Hals und mit stechenden blauen Augen.

Frank Kohlhaas sah hingegen auf den ersten Blick eher harmlos und sogar noch recht jugendlich aus, obwohl sein Körperbau auch leicht bullig war. Er hatte ein liebes Gesicht mit einer Stupsnase und sein Lächeln erschien gutmütig, nur selten regte er sich auf. Das eine Mal in der Fabrik war allerdings ein „eines Mal zuviel“ gewesen und zerstörte sein Leben oder hätte es fast zerstört.

Im Gegensatz zu Alf, dessen Gesicht immer auf latente Wut und Frustration hinwies, konnte sich Franks Mimik im Falle größter Erregung von gutmütig bis hin zu psychopathisch verändern. Wenn Frank wirklich wütend war, dann verdrehten sich seine grünlichen Augen und seine dunklen, breiten Augenbrauen schoben sich drohend darüber. Er wirkte dann wie ein fanatischer Endzeitprediger, irgendwie weggetreten, mit einem unzerstörbaren Willen und zu allem bereit.

Diesen Anblick hatten bisher nur wenige Menschen zu Gesicht bekommen, und doch hatten Franks Wutausbrüche in den letzten Jahren langsam und stetig zugenommen.

Nun jedoch war der ehemalige Bürger 1-564398B-278843 erst einmal froh, bei Alfred Bäumer zu sein, einem Mann, den er zwar kaum kannte, der aber irgendwie doch Vertrauen ausstrahlte. Trotz des eher furchterregenden Aussehens schien unter Alfs harter Schale ein guter und ehrlicher Kern zu stecken. In Frank keimte ein vorsichtiges Gefühl von Hoffnung auf.

Er umarmte Alfs breite Schulter und murmelte leise: „Danke, Mann. Danke, dass ihr mich da rausgeholt habt. Ihr habt mir das Leben gerettet!“

Einige Minuten weinte er stumm in Alfs Armen und dieser drückte ihn irgendwann sanft, aber bestimmt zurück.

„Schon gut. War doch klar“, sagte Alf, dem die rührselige Szene etwas ungewohnt vorkam.

„Die anderen haben uns beide aus diesem verfluchten Knast rausgeholt. Ich wäre da genauso draufgegangen. Mich hatten sie zwei Jahre in der Isolationshaft, zum Glück blieb mir die Gehirnwäsche eine Holozelle erspart.

Da wäre ich sicher vor die Hunde gegangen. Allerdings wird man nicht zwangsläufig freigelassen, nur weil die Haftzeit irgendwann um ist. Der eine oder andere wird auch liquidiert, wenn seine Verhaltensanalyse zu negativ ist. Diese Scheiß Holozellen waren früher einmal ein Experiment zur perfekten Konditionierung und Gedankenkontrolle, also „Mind Control“, welches die NSA, als sie noch so hieß, zusammen mit vielen anderen Methoden entwickelt hat“, erklärte Alf angestrengt.

„Die Holozellen sind in Zukunft für alle Häftlinge mit politisch inkorrekten Tendenzen gedacht. Du warst wohl eines der ersten Versuchskaninchen. Es ging denen erst einmal darum, zu sehen, wann du krepierst. Dass du das nicht lange packst, war denen auch klar!“

„Scheiß auf diese Ratten...“ sagte Frank und versuchte die Gedanken an die schreckliche Zeit in der Holozelle in seinem Kopf zurückzudrängen.

„Der ganze politische und geschichtliche Hintergrund ist auch nicht in zwei Sätzen zu erklären, vor allem wenn du dich vorher noch nie damit befasst hast“, fügte Alf seiner kleinen Rede hinzu.

Frank signalisierte, indem er sich umdrehte und die Decke über den Kopf zog, dass er jetzt wieder schlafen wollte. Es war zwar erst 21.16 Uhr, aber der junge Mann war noch immer vollkommen erschöpft und fühlte sich wie leer gesaugt. Er dämmerte noch einer Stunde vor sich hin und musterte die schäbige, dunkelrote Tapete aus den Augenwinkeln, dann schlief er tief und fest ein.

Am nächsten Morgen fühlte sich Frank Kohlhaas ungewohnt erholt. Er hatte über 13 Stunden fest geschlafen

und war zum ersten Mal seit Monaten weder aufgeschreckt, noch hatte er einen Albtraum gehabt. Er fühlte sich ungeahnt gut und bemerkte, dass Alf ihm frische Kleider neben seinen Schlafplatz gelegt hatte.

Kohlhaas trug bis dahin immer noch seine weißen Gefängnis Kleider, die erbärmlich nach Schweiß stanken und mit den dunkelroten, eingetrockneten Blutspritzern des Polizisten aus dem Van übersät waren.

Frank trottete verschlafen aus seinem Zimmer und bemerkte, dass es sehr still im Haus war. In der Küche saß niemand, so dass er sich in Ruhe umschauen konnte. Alles sah sehr ärmlich aus. Dreckiges Geschirr türmte sich in einer halbverrosteten Spüle zu Bergen auf. In der Ecke hatte sich ein Schimmelfleck gebildet. Alf hauste wahrlich in einer Bruchbude, wenn es denn überhaupt sein Haus war.

Sein Mitbewohner schien jedenfalls nicht da zu sein. Der junge Mann ging über eine alte Holzterpe in die obere Etage, wo er nur ein paar leere und sehr dürftig renovierte Räume vorfand. Einer davon war voll mit Kartons und Holzkisten, fast bis zur Decke. Alf Bäumer war allerdings auch hier nirgendwo zu finden.

„Wo bin ich hier überhaupt?“ dachte Frank und strich sich mit der Hand über sein noch müdes Gesicht.

Er hatte seit der Flucht aus dem Gefängnis Komplex noch nicht die geistige Verfassung gehabt, sich darüber Gedanken zu machen, an was für einem Ort er hier überhaupt verweilte und wer diese Leute, die ihn hierhin mitgenommen hatten, denn waren.

Er trat durch die Haustür nach draußen und ließ sie einen Spalt breit offen, damit er wieder ins Haus zurück konnte, denn einen Schlüssel für die schäbige Tür hatte er nicht.

Wenn man die Straße, in der Alfs verfallenes Haus stand, hinabblickte, konnte man eine Reihe weiterer Bruchbuden erblicken, die auf jeder Seite standen. Einige der Häuser schienen noch leer zu stehen, manche hatten verwitterte Fassaden und in den ehemaligen Gärten hatte sich ein sprießender Wildwuchs ausgebreitet. Bei einigen waren die Fenster mit verrotteten Brettern wohl vor langer Zeit zugemagelt worden, ein Haus hatte sogar ein eingefallenes Dach.

Hier und da war aber auch eines der Häuser wieder hergerichtet worden und Frank vernahm aus der Seitenstraße die Stimmen von Kindern. Ihre Sprache konnte er sogar verstehen, es war deutsch.

Die Märzsonne schien auf die Dächer, egal ob verfallen oder wieder geflickt. Trotzdem schienen in diesem abgelegenen Dorf nicht wirklich viele Menschen zu wohnen. Frank erblickte zwei Männer, die Kisten aus einem Lieferwagen ausluden, irgendwo knatterte ein Traktor in der Ferne und aus dem Haus gegenüber blickte eine Frau mittleren Alters aus dem Fenster. Frank ging die Straße hinunter und kam zu einem Platz, der wohl früher das Zentrum des kleinen Dörfchens gewesen sein musste. Auch hier spross das Unkraut aus allen Ritzen und überwucherte den größten Teil des alten Kopfsteinpflasters, welches den Platz weitgehend bedeckte.

Hier musste es einmal den einen oder anderen kleinen Laden gegeben haben, jedenfalls waren hier, in der Mitte des Dorfes, drei Häuser, die im Erdgeschoss große Schau-

fenster hatten. Zwei der großen Scheiben waren eingeschlagen worden und die Gebäude vergammelten vor sich hin. Die Scheibe des anderen Hauses war komplett mit einem vergilbten Klebeband zugeklebt.

In der Mitte des Platzes befand sich ein fast vollständig von Büschen überwuchelter Gedenkstein, der von einem eingerissenen Holzzaun umringt war. Man konnte kaum etwas erkennen und zudem war die Inschrift auf kyrillisch, was der aus „Europa-Mitte“ stammende Betrachter ohnehin nicht lesen konnte. Auf dem Stein war ein Soldat mit einem merkwürdigen Helm abgebildet. Diese Kopfbedeckung aus alter Zeit hatte Frank allerdings schon einmal irgendwo gesehen und die auf dem Gedenkstein eingravierten Jahreszahlen konnte er auch entziffern: 1941 und 1989.

Der junge Mann ging weiter und betrachtete die verfallene Kirche, die ebenfalls auf diesem Platz stand. Ihr Dach schien stark beschädigt und hatte riesige Löcher, mit Moos und Flechten überzogene Ziegel lagen vor ihrer hölzernen, morschen Eingangstür, die mit einem kaum noch erkennbaren Muster verziert war. Auf ihrem Turm befand sich ein verrostetes Kreuz aus Eisen.

Vermutlich war das geflügelte Ding, dessen Kopf vollkommen mit Flechten überwuchert war, einmal ein Engel gewesen, der die Menschen beim Eintritt in die Kirche symbolisch begrüßt haben musste. Aber in einer Welt, die Gott scheinbar nicht mehr sonderlich interessierte, hatte wohl auch der Engel eines Tages seinen „Job“ verloren.

Frank schob die große Holztür auf und stieg über ein paar Bohlen, um ins Innere der alten Kirche zu gelangen. Vertrocknete Blätter, Dreck und Staub befanden sich hier

überall auf dem Boden. Die Sitzbänke der alten Kirche waren schmutzig und niemand schien hier mehr seit mehreren Jahren gewesen zu sein. Der Altar war leicht beschädigt und hatte kleine Risse und Sprünge, wahrscheinlich durch die Kälte eines harten Winters.

Der Besucher drehte den Kopf nach oben und musterte die hölzernen Fresken an den Wänden, die zum größten Teil auch schon Spuren der Verwitterung zeigten. Auch hier wurden Engel dargestellt, die gegen seltsame Dämonen oder ähnliches kämpften, Kreaturen der Hölle. Andere Fresken zeigten die Mutter Maria und Jesus Christus.

„Den Superstar des Christentums...“ dachte sich Frank und setzte ein zynisches Grinsen auf.

Die Kirche wirkte alt und irgendwie auch erhaben. Und sie stand wohl auch nicht erst seit gestern hier, vielleicht war sie noch aus dem späten Mittelalter – aber von solchen Dingen hatte Frank keine Ahnung, über Geschichtliches wusste er fast nichts.

Es spielte aber auch keine Rolle. Irgendetwas in dieser Kirche löste Respekt in ihm aus, obwohl er eigentlich bisher an nichts geglaubt hatte. Vielleicht nur, weil sie im Grunde schön und alt war. In seiner bisherigen Welt hatte er so etwas noch nie gesehen. Graue Wohnblöcke, schmutzige Strassen, Unterführungen und Fabriken waren ihm vertraut, aber eine alte Kirche oder Burg hatte er sich noch nie bewusst angesehen.

Sie wirkte eben wie ein Mahnmal einer vergangenen Zeit, über die die meisten Menschen heute nichts mehr wussten. Die Kirche war vermutlich für lange Zeit das Herz dieses Dorfes gewesen. Hier hatte man zu einer höheren Macht

gebetet, den Menschen in dieser Welt nicht alleine zu lassen. Doch letztendlich kam es anders.

Im Jahre 2028 war der Mensch allein und von einer höheren Macht, die ihn angeblich schützen wollte, hatte Frank noch niemals etwas bemerkt.

„Gott, falls es dich überhaupt gibt, warum hast du uns verlassen?“ sagte Frank zu sich selbst und blickte noch eine Weile zur brüchigen Decke des alten Gebäudes. Dann ging er zurück auf den Platz.

Er lief mehrere Stunden durch das trostlose Dorf. Immer wieder von Alfs Haus bis zum anderen Ende und zurück. Um die Ortschaft herum waren Felder und Wälder und nur eine schlammige Zufahrtsstrasse schien es mit dem Rest der Welt zu verbinden. Der junge Mann ließ sich auf einer verwitterten Bank nieder und blickte gen Himmel, als drei kleine Kinder, vermutlich die, die er schon vorher in der Nebenstrasse gehört hatte, an ihm vorbei liefen und ihn kurz musterten. Frank beachtete die kleinen Wesen kaum.

Irgendwo bellte ein Hund in einem Haus, das bewohnt aussah. Er stand auf und trottete weiter an bewohnten und unbewohnten Häusern vorbei. Dieses Dorf, der abtrünnige Weltbürger hatte seinen Namen mittlerweile wieder vergessen, wirkte, obwohl es vielfach verlassen und verfallen aussah, immer noch so, als hätte hier einmal das Leben pulsiert.

Den ebenfalls nicht weniger verrotteten Wohnblöcken und Straßenzügen in der von Armut, ethnischen Unruhen und Kriminalität gebeutelten ehemaligen BRD-Hauptstadt Berlin war es jedenfalls noch vorzuziehen. Und ein paar

Leute waren ja auch wieder da, allerdings wohl kaum die ursprünglichen Erbauer dieser Ortschaft.

„Ivas!“ jetzt fiel Frank der Name des Ortes wieder ein. Alf hatte ihn mehrfach genannt. Ivas, irgendwo im früheren Litauen gelegen. Aber was war das für ein merkwürdiges Dorf? Frank Kohlhaas rätselte vor sich hin.

Mittlerweile war er müde und seine Schuhe waren völlig mit Schlamm bedeckt. Er beschloss, wieder zu Alfs Haus zurückzukehren, denn immerhin war die Haustür noch offen, obwohl es unwahrscheinlich war, dass hier allzu viel geklaut wurde. Es war ja nicht wie in Berlin. Der Tag neigte sich dem Ende zu. Frank wusste noch immer nicht richtig, wo er hier gelandet war.

„In drei Tagen müssen wir hier raus, Frank! Ich natürlich auch, denn das ist nicht mein Haus“, erklärte Bäumer nach dem Abendbrot.

„Das habe ich mir fast gedacht“, erwiderte Frank. „Wessen Haus ist es denn?“

„Es gehört einem anderen Dorfbewohner, der zur Zeit noch in Minsk ist, ein paar Geschäfte erledigt und Besorgungen macht“, kam von Bäumer zurück. „Wilden hat gesagt, dass ich hier ein paar Tage wohnen kann, mit dir zusammen. Wenn der Besitzer wieder hier ist, dann können wir sicherlich eines der noch leer stehenden Häuser im Dorf beziehen.“

„Was ist das hier eigentlich für ein seltsames Dorf?“ murmelte Frank.

„Das wird dir Wilden morgen in Ruhe erklären. Eigentlich wollte er schon heute mit dir sprechen, aber du warst

dich hier wohl erst einmal umsehen, was?“ antwortete Alf, dem die Müdigkeit mittlerweile aus den Augen leuchtete.

„Woher stammst du eigentlich?“ Frank wollte plötzlich einiges wissen.

„Ich bin in Dortmund geboren und habe später in mehreren Städten des Ruhrgebietes gelebt, zwischendurch auch mal vier Jahre in Frankfurt am Main“, sagte Alf und goss sich noch einen Tee ein.

„Warum warst du in „Big Eye“?“ bohrte der Mann aus der Holozelle nach.

„Meine Güte, du bist ja neugierig. Aber gut, du wirst hier in Ivas bleiben müssen, das ist dir hoffentlich klar, und deshalb erzähle ich dir auch ein paar Dinge über mich.“

Alf warf den Wasserkocher an und machte noch einen Kamillentee. Dann drehte er sich eine Zigarette und begann mit einem kleinen Vortrag über sein Leben. So genau wollte es Frank zwar gar nicht wissen, aber Alf legte richtig los, sobald er sich warm geredet hatte. Auf einmal schien er wieder wach: „Ich bin seit meinem 16. Lebensjahr immer wieder negativ aufgefallen. War in diversen politischen Gruppen aktiv, deren Namen dir wohl nichts mehr sagen werden, da sie meistens schon lange verboten sind.

Ich habe 2013 schon mal ein Jahr gesessen, damals noch zu BRD-Zeiten. Wegen so genannter Meinungsverbrechen – weil ich ein paar für den Staat unbequeme Internetseiten ins Netz gestellt hatte. Ich war zu dieser Zeit gerade mal 19 Jahre alt.

Meine Eltern verloren ihre Arbeit in der großen Weltwirtschaftskrise 2012/13, ließen mich sozusagen fallen und ich kehrte nach meinem Knastaufenthalt auch nicht mehr

nach Hause zurück. Ich lebte bei Freunden, in diversen Wohngruppen und natürlich auch allein.

Nach sechs Jahren, also 2020, schloss ich mich den Red-Moon-Gruppen an, versuchte aber nach außen unauffällig zu leben. Das gelang mir allerdings nur begrenzt.“

„Die Red-Moon-Gruppen?“ hakte Frank ein. „Sind das nicht Terroristen gewesen? Sind das diese Typen, die in Berlin ein Krankenhaus angezündet haben?“

„Das ist Unsinn! Üble Lügen!“ schnaubte Alf zurück und warf seinem Gegenüber einen verärgerten Blick zu.

„Tut mir leid. So hieß es im Fernsehen“, legte Frank leise und kleinlaut nach.

„Im Fernsehen...im Fernsehen...das Scheiß Fernsehen ist doch selbst die größte Lüge des Welt-Systems, Mann! Hast du das immer noch nicht verstanden?“ knurrte Bäume, der sich zu Unrecht verdächtigt fühlte.

„Schon gut, war doch nicht böse gemeint“, entschuldigte sich Kohlhaas.

„Nein, wir waren das nicht. Es schlossen sich in den Red-Moon-Gruppen, die öffentlich gegen die neue Weltregierung protestierten, Tausende von jungen Leuten zusammen. Globalisierungsgegner, Freidenker, Patrioten und andere. Nach dieser verfluchten Krankenhausgeschichte, die die Medien bis ins Detail aufbauchten, wurden wir kriminalisiert. Das war die GSA, der internationale Geheimdienst, da bin ich mir sicher. Das waren keine Leute von uns. Das hat man uns einfach von den Lügenmedien aus in die Schuhe geschoben. Sag mir mal, welchen Sinn das gehabt hätte, unschuldige Menschen in einem Krankenhaus abzufackeln?“ erläuterte Alf mit sichtbarer Erregung.

„Siehst du dieses Tattoo an meinem Hals? Das ist der „Red Moon“, der blutrote Mond des Freiheitskampfes. Unser altes Zeichen...“ schob er nach.

„Ich weiß da nicht genug von und es ist mir auch egal“, sagte Frank. „Ich weiß nur, dass ich diese Weltregierung, dieses schreckliche System mittlerweile abgrundtief hasse.“

„Dann bist du bei uns richtig!“ setzte Alf dazwischen und starrte mit wütendem Blick auf seine Teetasse.

„Und dann?“ hakte Frank erneut nach.

„Dann...dann war ich weiter aktiv. Nachdem die Red-Moon- Gruppen weltweit verboten wurden, machten wir im Untergrund weiter. Schließlich wurde ich bei einer illegalen, spontanen Demonstration, die ich mit einem meiner Bekannten organisiert hatte, Ende 2025 festgenommen und kam in Haft. Es begann meine Zeit in „Big Eye“ und ich kann froh sein, dass sie anderes belastendes Material bei der Hausdurchsuchung damals nicht gefunden haben, sonst wäre ich sicherlich liquidiert worden“.

„Was für Material?“ fragte Kohlhaas.

Alfred Bäumer blickte ihn an. „Du fragst ganz schön viel für einen, der gestern noch auf der Nase gelegen hat. Ist doch egal. Das hätte mich jedenfalls den Kopf gekostet. Und auch so habe ich neun Jahre Haft wegen der Spontandemo kassiert. Das hätte ich niemals ausgehalten. In meiner Zeit als Aktivist der Red-Moon-Gruppen lernte ich auch ein paar von den schrägen Vögeln aus diesem schönen Dörfchen kennen. Die hatten mir vor Jahren schon gesagt, dass ich hierhin mitkommen sollte und machten sich selbst nach und nach in Richtung Baltikum auf.

Ich aber wollte nicht aufgeben, in meiner Heimat zu kämpfen, sie wieder von diesem Wahnsinn zu befreien.

Heute sage ich mir, dass es dumm war, so lange zu warten. Ich hätte schon seit Jahren „Europa-Mitte“ den Rücken kehren und mit den anderen nach Litauen abhauen sollen. Der Feind ist im Westen mittlerweile viel zu stark“.

„Na, jetzt bist du ja hier. Und ich auch. Etwas Besseres hätte uns nicht passieren können. Soll „Europa-Mitte“ doch zum Teufel gehen“, zischte Frank und wischte sich einige Teetropfen von der Lippe.

„Wir dürfen es nicht zum Teufel gehen lassen! Es ist unser Land! Nein, wir sind hier nicht im Urlaub. Wir verlagern nur den Kampf. Aufgeben wir erst, wenn uns die Maden in unseren Gräbern zerfressen!“ fauchte Alfred und krallte sich in den alten Holztisch.

Frank war verduzt und beobachtete seinen Tischpartner, der sich mit einer aggressiven Handbewegung die Teekanne schnappte, erstaunt. „Wir sind hier nicht im Urlaub!“ Frank wunderte sich über diese Aussage, die sein neuer Hausgenosse da mit so viel Leidenschaft losgeschleudert hatte. Was meinte Alf damit?

Erneut schlief Frank Kohlhaas überdurchschnittlich gut und fest. Er hatte sich scheinbar erstaunlich gut regeneriert in dieser kurzen Zeit. Manchmal fühlte er sich sogar richtig euphorisch.

„Ich fürchte nicht einmal mehr den Teufel!“ dachte er sich dann und lächelte stolz in sich hinein.

Doch so einfach war es nicht. Die Nachwirkungen der Holozelle waren weit tückischer, als er dachte und sie waren noch immer da, tief in den dunklen Ecken seines Verstandes verborgen. Dort lauerten sie und planten

hervorzubrechen, um Franks Seelenfrieden im Schlaf zu erdrosseln.

So wie die Trauer nach dem Tod eines geliebten Menschen meist in Wellen und Schüben wiederkommt, so war es auch mit dem mentalen Schrecken, den die Holozellen-Gehirnwäsche hinterließ. Nur weil dieser sich eingegraben hatte und in seiner befestigten Stellung auf das Signal zum Sturmangriff wartete, hieß es noch lange nicht, dass er abgezogen war. Aber in diesen ersten Tagen seiner neu gewonnen Freiheit hatte der Geflohene erst einmal seine Ruhe.

Der Regen prasselte auf das Wellblechhüttenvordach des kleinen Schuppens vor Franks Fenster und das unermüdliche Geräusch schaffte es, ihn schließlich wach zu machen. Es war schon nach zehn Uhr an diesem nassen Morgen und der junge Mann wälzte sich genervt zur Seite, als Alf plötzlich in der Tür stand und ihn ansprach: „Guten Morgen, steh bitte auf. Wilden ist hier und möchte dich unbedingt sprechen!“

Der ältere Dorfchef saß in der Küche und nippte an seiner Kaffeetasse. Er begrüßte Frank freundlich und bat ihn nach einem schnellen Frühstück mit zu ihm zu kommen. Irgendwie war Frank die Situation unangenehm, doch er wollte keinen Ärger und verließ mit Wilden das Haus.

„Folge mir einfach!“ sprach der ergraute Anführer der Dorfgemeinschaft, der an diesem Tag einen langen grauen Mantel und einen Hut mit schmaler Krempe trug.

Der Regen hatte die schlammigen Strassen des Dorfes durchgeweicht und Frank watete durch den Dreck, der

irgendwie autoritär und imposant wirkenden Gestalt hinterher. Nach einem kurzen Fußmarsch durch mehrere Nebenstrassen kamen sie zu einem erstaunlich gut renovierten Haus, welches sogar von einem halbwegs gepflegten Garten umgeben war.

„Wir gehen hoch!“ bemerkte Wilden knapp.

Oben angekommen setzte sich der ehemalige Unternehmer hinter einen reich verzierten Schreibtisch aus edlem, dunklen Holz und schwieg erst einmal. Frank setzte sich ihm gegenüber in einen weichen Sessel aus schwarzem Kunstleder, der sehr gepflegt roch. Er schaute sich um. Das Zimmer schien ein Büro zu sein und es war in einem tadellosen Zustand. Überall hingen Bilder an der Wand mit der hellbraunen Tapete: Schlachtengemälde, eingerahmte Fotos von irgendwelchen Leuten aus der alten Zeit und andere Bilder.

„Nun, Frank Kohlhaas. Wie gefällt es dir hier in Ivas?“ begann der Mann das Gespräch und versuchte, seinem Gegenüber die Unsicherheit zu nehmen, indem er erneut freundlich lächelte.

„Gut!“ war die einsilbige Antwort des jungen Mannes.

„Gut!“ schickte Wilden zurück.

„Ich will es kurz machen und nicht lange um die Sache herum reden“, runzelte der graue Herr die Stirn und schaute kurz aus dem Fenster.

Dann fuhr er fort: „Dieses Dorf heißt Ivas, es liegt im Gebiet des früheren Staates Litauen und zwar im südwestlichen Teil dieses eigentlich schönen Landes. Es ist klein und unbedeutend. Ein kleines Dorf, das vor einigen Jahren im Zuge des weltweiten Wirtschaftszusammenbruches von seinen ehemaligen Bewohnern so gut wie vollständig

verlassen worden war. Eine Geisterstadt wie man sie auch aus Nordamerika kennt.“

„Aha...“ hauchte Frank verdutzt.

„Ja, dieses Dorf ist so klein und so unwichtig, dass selbst das schärfste Auge zweimal hinsehen muss, um es überhaupt zu bemerken“, machte Wilden weiter.

„Dann bin ich hier ja sicher“, versuchte Frank zu scherzen.

„Nun, Sicherheit ist relativ. Vor allem in der heutigen Zeit, Herr Kohlhaas. Vor allem heutzutage!“ sagte der Gastgeber leise.

„Aber hier...“ Frank stockte.

„Wie ich bereits sagte, Frank Kohlhaas“ fiel ihm Wilden ins Wort. „Es ist heute ein Segen auch nur im Ansatz sicher zu sein. Du bist hier in Ivas, einem unbedeutenden Dorf in einem auch nicht übermäßig bedeutsamen Land in Osteuropa. Dieses Dorf ist so unwichtig, dass selbst das Große Auge, das Auge, welches die ganze Welt sehen kann und immer darauf drängt, noch mehr zu sehen, es bisher nicht bemerkt hat. Weißt du, was dieses Dorf ist, Frank?“

„Nein! Sagen Sie es mir endlich!“ reagierte Frank leicht genervt.

„Dann will ich dir genau erklären, wo du hier bist und bei wem du hier bist!“ erwiderte der Mann mit ernstem Blick. „Das hier ist kein gewöhnliches Dorf im beschaulichen Litauen und wir sind hier keine Feriengemeinschaft. Wir sind Rebellen, die gegen die Weltregierung kämpfen. Das hier ist einer unserer Stützpunkte.“

Hier leben Männer teilweise mit ihren Familien oder allein. Einige dieser auffälligen Häuser habe ich vor zehn Jahren für relativ kleine Summen vom dem sich in Auflö-

sung befindlichen litauischen Staat erworben und Mitstreiter aus unserer Gruppe angesiedelt. Es werden auch noch mehr kommen und wir werden dieses Dorf noch weiter aufbauen, aber dafür muss hier jeder Mann wasserdicht sein. Ich hoffe, du verstehst, was ich meine.“

Frank stutzte. „Rebellen gegen die Weltregierung?“ dachte er und blickte Wilden verwundert an.

„Ich denke, ich weiß, was Sie meinen“, gab er zurück.

„Du bist hier nach Ivas gekommen und wirst hier bleiben. Wir können dich nicht gehen lassen, denn du hast bereits zu viel gesehen und bist ein Sicherheitsrisiko. Wenn du auch nur ein Wort über uns und dieses Dorf verlierst, dann müssen wir dich töten! Ich sage es dir ganz offen. Das ist die Situation, in der du dich befindest, Frank Kohlhaas!“ sprach Wilden und warf Frank einen entschlossenen Blick zu.

„Und glaube mir, wir werden nicht zögern, dich sofort umzulegen, wenn du uns hier gefährdest!“ setzte er mit kalter Miene nach.

„Aha...“ quetschte Frank etwas überfordert und sprachlos aus sich heraus.

„Aber ich will dich nicht bedrohen oder verängstigen, denn du hast genug durchgemacht und ich kann gut verstehen, wenn du erst einmal deine Ruhe haben willst. Ich will dich auch nicht zwingen, bei uns mitzumachen. Halte dich an Alf, er ist reinen Herzens und könnte dir vielleicht sogar ein guter Freund werden. Er bürgt für dich. Er hat versprochen auf dich zu achten“, erläuterte Wilden weiter.

„Ich will mich erst einmal ausruhen und dann schaue ich mir euren Verein mal genauer an. Und keine Angst, ich bin

euch dankbar, denn ihr habt mein Leben gerettet. Mit Sicherheit werde ich euch dann nicht im Gegenzug verraten“, antwortete Kohlhaas dem älteren Herrn und versuchte, ebenfalls einen entschlossenen Blick aufzusetzen.

„Glaube mir, Frank. Du bist hier sicher und kannst erst einmal deinen Seelenfrieden wiederfinden. Ein Zurück gibt es für dich ohnehin nicht mehr. Wenn sie dich jemals fassen sollten, wirst du sofort liquidiert.

Du bist weltweit als Terrorist und Mörder in allen Scandateien von Verwaltung und Behörden verzeichnet und wirst nie wieder ein so genanntes „normales Leben“ führen können. Wobei es bei näherer Betrachtung allerdings klar wird, dass wir hier als freie Männer die einzigen sind, die wirklich ein normales Leben führen – zumindest eines, das diese Bezeichnung auch verdient“, sprach Wilden mit sanfter werdender Stimme.

„Ich wollte mich auch bei Ihnen noch einmal bedanken...“ sagte Frank leise.

„Schon gut, ich bin froh, dass Alf und die anderen dich nicht haben sterben lassen“, gab Wilden zurück und setzte einen väterlichen Gesichtsausdruck auf.

Das Gespräch mit dem Gründer dieses Stützpunktes dauerte noch eine Weile. Wilden wurde zunehmend gelöster, freundlicher und netter. Es schien, als hatte der auf den ersten Blick so kalt wirkende Mann bald Gefallen an seinem noch jungen Gegenüber gefunden.

Das Dorf Ivas war seit 2013, als die schwere Krisenzeit den gesamten Erdball erschütterte, Millionen Menschen in bitterste Armut stürzten, unzählige Existenzen zerbrachen und der Hungertod in vielen Ländern reiche Ernte einfuhr,

von seinen ehemaligen Bewohnern nach und nach verlassen worden.

Der Zusammenbruch der Wirtschaft in Litauen führte zu einer exodusartigen Massenabwanderung von jungen Leuten, die sich der Illusion hingaben, in den Ländern Westeuropas noch Arbeit finden zu können. Dörfer wie Ivas, die weitgehend vom Kleinhandel und der Landwirtschaft gelebt hatten, kollabierten und ihre Einwohner wanderten in die größeren Städte des Landes oder nach Westen ab.

Zurück blieb eine Geisterstadt, wovon es in Osteuropa mittlerweile Hunderte vor allem in den ländlichen Regionen gab. Thorsten Wilden, der ehemalige Unternehmer aus Westfalen, beschloss 2018, als sich die Schatten der Welt-diktatur über das Gebiet der ehemaligen BRD mit drohender Finsternis beugten, seiner Heimat den Rücken zu kehren und mit seinem letzten Geld in Ivas Häuser zu erwerben.

Wilden wurde bereits seit vielen Jahren, auch schon zu BRD-Zeiten, in den Akten des Geheimdienstes als politischer Dissident geführt. Er war zu oft aufgefallen. Als man den Unternehmer 2009, als es noch Wahlen gab und er für eine den BRD-Politikern unangenehme Partei kandidiert hatte, mit Hilfe einer großangelegten Medienkampagne wirtschaftlich zu ruinieren versuchte, dachte er schon daran, nach Osteuropa auszuwandern.

Doch er hielt noch eine Weile durch, obwohl man in den Medien weiterhin dazu aufrief, sein Geschäft zu boykottieren und seine Familie von aufgetriebenen Wirrköpfen bedroht wurde.

Und die Lage spitzte sich immer weiter zu. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise verlor der Unternehmer den größten Teil seines Vermögens und geriet durch seine fortgesetzte politische Tätigkeit mehr und mehr ins Schussfeld. Als sich die innenpolitischen Wirren in den west- und mitteleuropäischen Staaten in Form von bürgerkriegsähnlichen Zuständen, ethnischen Konflikten und Hungersnöten bis 2018 immer weiter zuspitzten und die Situation immer hoffnungsloser wurde, bereitete Wilden mit seiner Familie die Flucht nach Litauen vor.

Er bot sein gesamtes verbliebenes Vermögen auf und kaufte dem kollabierenden litauischen Staat mehrere der leerstehenden Häuser und einige Grundstücke in Ivas für relativ geringe Summen ab. Der zerbrechende Staat, der durch die Krise in den völligen Bankrott getrieben worden war, willigte dankbar ein und freute sich über jeden Cent, den ein ausländischer Investor hergab.

Als sich in den Jahren 2018 bis 2020 die Weltregierung etablierte, den Völkern versprach, die große Krise zu meistern und nach und nach auch die letzten Nationalstaaten von ihr ausgeschaltet wurden, begannen die massenhaften Liquidierungen von politisch und weltanschaulich missliebigen Personen in ganz Europa.

Der neu eingerichtete internationale Geheimdienst, GSA, leistete ganze Arbeit und ging mit äußerster Gründlichkeit gegen Personen, die bereits vorher als potentielle Störfaktoren lokalisiert worden waren vor. Er folgten Wellen von Masseninhaftierungen, Massenliquidierungen, Gehirnwäsche, Terror, Einschüchterung.

Das Gesicht Europas wurde zu einem blutigen Brei zerquetscht. Nur in den sich in Auflösung befindlichen USA

wütete die GSA noch effektiver und löschte noch größere Bevölkerungsteile aus.

In dieser Zeit des Terrors war Wilden längst in Osteuropa verschwunden und überstand den ersten Ansturm daher mit seiner Familie unbeschadet. Viele seiner politischen Weggefährten von damals verschwanden jedoch in Gefängnissen und Massengräbern.

Es sollte allerdings nicht der Eindruck entstehen, dass in den Ländern Osteuropas der Terror überhaupt nicht wütete, aber da die Vorarbeit der Behörden zur Einrichtung eines perfekten Überwachungsstaats hier nur halbherzig und lustlos vonstatten gegangen und eine komplette Registrierung der Bevölkerung noch nicht so perfekt umgesetzt worden war, verlor der Schlag, den die neuen Herrscher gegen die Menschheit seit 2018 führten, hier viel von seiner Kraft.

Russland und die anderen Staaten Osteuropas wurden sogar erst 2020 Mitglieder des Weltsystems und lösten sich auch dann erst offiziell auf. Hier war noch ein wenig Luft zum Atmen geblieben. Doch das Gremium der Mächtigen drängte nun immer mehr darauf, auch in den Ländern außerhalb von Nordamerika und Westeuropa diese wichtigen und blutigen Schritte nachzuholen.

Nach diesen schwierigen Fakten und Erläuterungen, über die sich Frank in seinem Leben noch niemals intensivere Gedanken gemacht hatte, war er von Wildens Erzählkunst beeindruckt. Er war von ihm insgesamt fasziniert.

Die Tatsache, dass der immer mehr von der Weltregierung unter Druck gesetzte Verwaltungssektor „Europa-Ost“ noch nicht dieselben Überwachungsmechanismen

eingerrichtet hatte wie etwa „Europa-Mitte“, verschaffte Gemeinschaften wie der in Ivas ein wenig mehr Zeit.

Doch auch hier war zunehmend strengste Geheimhaltung nötig und Wildens Dorf musste sich immer mehr anstrengen, um als unwichtiges Örtchen, das von ein paar noch unwichtigeren Bauern bewohnt wurde, zu gelten.

HOK oder Holger, der seinen Nachnamen keinem verriet außer Thorsten Wilden, war daher auch einer der wichtigsten Männer in Ivas. Der ehemalige Informatiker war ein Meister darin, Scanchips zu fälschen und Registrierungsdaten von Fahrzeugen und Flugzeugen so umzuschreiben, dass sie unauffällig blieben.

Nach vier Stunden verließ Frank Kohlhaas das Haus von Thorsten Wilden. Diese neue Welt hatte ihn beeindruckt und eine Wiederkehr in das alte Leben gab es für jemanden wie Frank an diesem Punkt sowieso nicht mehr.

Als der junge Mann zwei Tage später in HOKs Arbeitszimmer kam, wurde er von einem großen korpulenten Riesen begrüßt. Der junge Mann Ende zwanzig saß vor seinem schnurlosen und mit Netzwellen funktionierenden Computer, umgeben von Kisten und Kartons, die mit allem möglichen Krempel vollgestopft waren. Er machte dem Klischee vom durchgeknallten, aber genialen Informatikgenie alle Ehre.

HOK grinste hämisch und musterte Frank von oben bis unten. Dabei verzog sich sein von einem langsam ergrauenden Bart umgebener Mund und er kratzte sich an seiner wachsenden Halbglatze.

„Du brauchst einen neuen Scanchip! Du bekommst einen neuen Scanchip! He, he!“ trompetete der füllige Informatiker und tippte etwas auf seiner Tastatur ein.

„Ach, ja...Ich bin HOK. Sachbearbeiter für elektronische Fragen und Probleme in diesem schönen Dorf“, ergänzte er.

„Hallo!“ sagte Frank Kohlhaas.

„Ach wie gut, dass niemand weiß, wie der HOK so richtig heißt. Kleiner Scherz, den ich immer gerne bringe“, fuhr HOK fort und fuchtelte hastig mit seinen Unterarmen. „Und bald weiß auch keiner mehr wie du richtig heißt.“

„Ich werde immer Frank Kohlhaas heißen“, warf der junge Mann ihm entgegen.

„Ja, sicher. Und ich werde immer HOK sein, auch wenn ich manchmal „Mike Weber“ oder „Enrico Althaus“ bin“, erwiderte Holger mit philosophischem Unterton. „Wie auch immer, du bekommst jetzt einen neuen Scanchip, denn sonst bist du in dieser Welt mächtig am Arsch.“

HOK ließ die Tasten klappern und wirkte für die nächsten Minuten wie von seinem Computerbildschirm hypnotisiert. Er klickte sich durch diverse Server und Datenbanken und wies Frank darauf hin, dass es jetzt eine Weile dauern würde. Immerhin musste er eine große Anzahl von ZugangsCodes generieren und eingeben und das konnte sich über Stunden hinziehen.

Seine vielfachen Zugriffe auf die geheimen Server von Verwaltungsdistrikten und Meldedatenbanken waren bisher unbemerkt geblieben oder konnten nicht nachverfolgt werden. Die Verschlüsselungs- und Sicherheitsmaßnahmen, die HOK bei seinen virtuellen Attacken auffuhr,

waren beeindruckend und spiegelten die in dieser Zeit durchaus berechnigte Paranoia in seinem Kopf wieder.

„Dieser Rechner steht von seinem Quellcode her offiziell in Patah Keadan in Malaysia. Manchmal greife ich auch von Sibirien, Nordwestchina oder Angola an. Das ist immer lustig“, schnatterte der Cyberfreak und lächelte stolz.

„Ich glaub`s dir ja, Mann. Ich verstehe von diesen Sachen nichts“, stöhnte Frank etwas überfordert.

„Code hier und Code da...

Nein, das klappt nicht...

Verdammt, wieso nicht?...

Gut, da sind wir also gelandet...

He, he, he....Na, also!...

Und „Go“! Ab die Daten...

Das sieht guuuut aus...

Das sieht sehr guuuut aus, he, he, he...

Und „Zip“ und „Kopieren“ und „Einfügen“...“

HOK murmelte vor sich hin und hackte sich weiter durch das Meer von Daten und Fakten im internationalen Cyberspace. Er erschien kaum ansprechbar und Frank schwieg auch lieber. Er setzte sich auf einen ramponierten Bürostuhl, der vermutlich schon einmal unter HOKs Gewicht gelitten hatte und wartete ab.

Es dauerte fast drei Stunden. Frank war inzwischen aus dem Haus gegangen und hatte einen kleinen Dorfspaziergang gemacht. Als er zurückkehrte, erwartete ihn der leidenschaftliche Cyber-Fanatiker. Er grinste breit.

Dann verbeugte er sich theatralisch vor seinem neuen Klienten: „Herzlich willkommen, Bürger 08-711369Y-191947, in unserer wundervollen „One-World“! Ich darf Sie doch auch hier unter uns und ganz inoffiziell als Maximilian Eberharther ansprechen, oder?“

„Klingt komisch, aber gut“, gab Frank erstaunt zurück.

„Auch Ihr Scanchip-Konto ist wieder aufgeladen. Meinen Glückwunsch!“ tönte HOK und hüpfte fast vor Freude.

Nach den allgemeinen Vorgaben für die Bürgerregistrierung war Frank Kohlhaas jetzt als stolzer Besitzer der Bürgernummer 08-711369Y-191947 in Graz gemeldet und von Beruf Tiefbauingenieur. Sein Gehalt war auch nicht übel. Über 1300 Globes im Monat, so viel hatte er noch nie verdient.

Wer dieser Maximilian Eberharther wirklich war, wusste Frank nicht und er fragte auch nicht nach. Vielleicht war die Bürgernummer 08-711369Y-191947 ausrangiert worden, weil ihr Besitzer verstorben war. Vielleicht war sie auch erfunden, umgeschrieben oder sonst etwas. HOK wusste sicherlich, was er tat.

Und in der Tat: Der korpulente Zeitgenosse mit dem leicht verschrobenen Verhalten und den emotionalen Schwankungen, war in Ivas schlicht und ergreifend unersetzlich. Er besorgte den Einwohnern ordnungsgemäße Registrierungen und lud ihre Scanchip-Konten auf, verschaffte ihnen Arbeit und Einkommen – zumindest als

Computerdatei. Der Mann war genial, das musste man ihm lassen.

Zusätzlich hielt sich die Dorfgemeinschaft ja auch noch mit einer eigenen kleinen Landwirtschaft und diversen illegalen Tausch- und Handelsgeschäften über Wasser. Es funktionierte besser als es sich der wiedergeborene Weltbürger anfangs vorstellen konnte.

Trotzdem war Ivas ein gefährlicher Ort. Und nur wenn alle ihren Mund hielten, nicht unbedacht redeten und auch nicht prahlten, war hier ein ruhiges und vor allem unauffälliges Leben möglich. Von außen betrachtet, wirkte dieses Dorf wirklich unscheinbar und seine Bürger waren sogar brave Steuerzahler, die bei der Finanzdistriktsbehörde des Unterverwaltungssektors „Euopa-Ost, Sektion Baltikum“, nicht auffielen.

Insofern war man in einer günstigen Situation. Unangenehm wäre es wohl nur geworden, wenn jemals ein Beamter diesen Ort genauer untersucht hätte. Da aber die Finanzlage des Unterverwaltungssektors nach wie vor katastrophal war und sich die Region im Dauerzustand schlimmster Armut befand, war es unwahrscheinlich, dass die Verwaltung, die durch massive Personaleinsparungen viel zu wenig Mitarbeiter hatte, jemals einen Vertreter in ein halb leerstehendes Ruinendorf wie Ivas schicken würde. So lange wenigstens ein paar Steuergroschen jeden Monat von hier in die ausgehungerten Kassen flossen, war es den Behörden vor Ort vollkommen egal, wer hier dumm genug war zu hausen.

Diese Mentalität der vollkommenen Gleichgültigkeit, welche in Osteuropa weit verbreitet war, passte den Mächtigen so gar nicht ins Konzept. Im ehemaligen Litauen gab

es aber wenigstens noch eine eigene Verwaltung, was in anderen Regionen der Erde nicht mehr der Fall war.

In Afrika dagegen hatte die Weltregierung erst gar nicht versucht, eine Komplettüberwachung der Bevölkerung einzuführen, was auch kaum umsetzbar gewesen wäre. Aber aus Sicht des allumfassenden Systems war dies auf diesem Kontinent auch nicht notwendig. Die vor sich hin siechenden afrikanischen Länder waren politisch absolut unbedeutend und es reichte aus, hier Teile der Bevölkerung als billige Arbeitssklaven für die dort angesiedelten Produktionsbetriebe zu rekrutieren. Weiterhin hielt man den Kontinent in der eisernen Zange der Abhängigkeit durch Verschuldung.

Besatzungstruppen sorgten überall für die grobe Einhaltung der Befehle von oben, das reichte aus. Ansonsten griff die Weltregierung nur noch gelegentlich ein, um die Bevölkerung weiter zu dezimieren. Hungerblockaden und sogar künstlich erzeugte Seuchen und Epidemien sorgten dafür, dass sich die Bevölkerung nicht zu sehr vermehren konnte.

Andere Länder, etwa in Ostasien, wurden auch weitgehend von außen beherrscht. Hier bediente man sich der Waffen der Kreditabhängigkeit, der militärischen Bedrohung und der wirtschaftlichen Sanktionen. Zwar hatten auch diese Staaten, einschließlich Indien und China, vor wenigen Jahren den Scheck als Ersatz für Kreditkarte und Personalausweis eingeführt, doch war die Masse der Menschen so groß und unüberschaubar, dass sich eine flächendeckende Bespitzelung und Überwachung als zu kostenintensiv und aufwendig darstellte. Zudem war die Infrastruktur dieser Regionen in den letzten Jahren, zu-

sammen mit dem Niedergang des ehemals hoch technisierten Europa, auch weiter und weiter zusammen gebrochen.

Aber auch dieser Herausforderung wollte sich die Weltregierung eines Tages stellen. Es war noch viel zu tun. Zunächst mussten erst einmal die 1,9 Milliarden Chinesen und 1,5 Milliarden Inder wieder so stark dezimiert werden, dass weitere politische Schritte folgen konnten. Die Pläne lagen bereits in den Schubladen der einflussreichen Vordenker der Neuen Weltordnung. Man arbeitete daran.

Die früher einmal technisch und zivilisatorisch hoch entwickelten Nationen Europas, allen voran England, Deutschland, Frankreich und Russland, waren jedenfalls durch einen schleichenden Vorgang der Zersetzung von den Vorgängern der nun herrschenden Kräfte erfolgreich attackiert und zu Fall gebracht worden.

Wissend um den Erfindungsreichtum und die zivilisatorischen Errungenschaften der europäischen Völker hatte man sich die alte Welt gezielt als primäres Angriffsziel ausgesucht und sich rasch die Kontrolle über die damaligen Großmächte gesichert.

Gleiches galt für den nordamerikanischen Kontinent. Diese Gebiete mussten als erste eingenommen werden, wenn sie auch am schwersten zu erobern waren.

Doch man stellte sich klug an, geschickt, gerissen. Daran gab es keinen Zweifel, wenn man die Vergangenheit analysierte. Vor vielen Zeitaltern waren die Völker stolz und stark gewesen und hielten viel von Werten wie Freiheit oder Unabhängigkeit. Deshalb mussten sie schleichend vergiftet werden, so wie man einen mächtigen Löwen nicht

direkt angreift, sondern ihn erst einschläfert oder krank macht.

Es würde zu lange dauern, die ganzen Vorgänge, welche die Welt zu dem traurigen Ort gemacht hatten, der sie heute war, aufzuschlüsseln und zu beschreiben. Doch es war grausame Realität, dass diese früher mächtigen Länder heute ausnahmslos in einer Hand waren. Die Völker lösten sich auf, starben aus und verfielen.

In ihren Ländern wurden fremde Menschen angesiedelt und bald waren vor allem die Zentren der europäischen Zivilisation nur noch Puzzles verschiedener Ethnien und verfeindeter Kulturen und Religionen. Das internationale Joch der modernen Sklaverei und der Befehl, zu konsumieren, der aus allen Medien schallte, waren das einzige, was sie verband. So sollte es auch sein.

Damit war die Gefahr, dass sich eines Tages einheitliche Fronten gegen die Weltdiktatur bilden könnten, gebannt, denn zu unterschiedlich waren die Interessen und Lebensziele der verschiedenen Völkerteilchen und Splittergruppen. Es hatte weitgehend gut funktioniert. Der Plan war aufgegangen und die Mächtigen hatten die Grundlage geschaffen für das, was die Eingeweihten der Neuen Weltordnung schon vor langer Zeit prophezeit hatten: Einen „Einheitsmenschen“ ohne klar definierte Herkunft, in sich zerrissen und haltlos. Eine Kreatur ohne eigene Kultur, ohne höheren Geist und ohne Identität – den idealen Sklaven eben.

Weltfrieden in Ivas?

„Nicht schon wieder diese Ronald-Miller-Scheiße!“ stöhnte Alf am nächsten Morgen als er vor einem Laptop saß und die neuesten Nachrichten aus aller Welt abfragte. Auf einer Internetseite, die offiziell mit einem Sperrvermerk versehen war und für brave Normalbürger eigentlich nicht zugänglich sein sollte, sah er die Gedenkfeier für den von iranischen Freischärlern entführten und erschossenen Soldaten der internationalen GCF-Truppe in New York.

Natürlich war das Video über offizielle Fernsehsender weltweit ausgestrahlt worden, aber die verbotene Internetseite ergänzte es durch eine Reihe von Hintergrundinformationen und ließ seinen Inhalt so etwas anders erscheinen als es sich die Medien des Systems wünschten.

Der Weltpräsident drückte vor laufenden Kameras einige Krokodilstränen heraus, die an seiner kräftigen Nase entlang kullerten und dankte dem jetzt nicht mehr so unbekannten Soldaten für seinen Kampf gegen den Terrorismus, für Menschenrechte und den Weltfrieden.

Der Fernsehbericht zeigte Ronald Millers weinende Witwe, sein neugeborenes Baby und seine Tochter im Kindergarten. Die Reportage über seine süßen Kinder ging fast eine ganze Stunde. Die Tochter erzählte, dass sie gerne Bilder mit Wachsmalstiften malte, ihren Hamster liebte und dann wurde sie beim Weinen um ihren Vater in Großaufnahme präsentiert.

Der Weltpräsident besuchte sie im Kindergarten, bemühte sich, betroffen zu schauen und erklärte der Kindergärtnerin, wie wichtig es war, jetzt den Krieg gegen islamische

Fanatiker und abtrünnige Tendenzen in aller Welt zu verstärken.

„Die sollten ruhig einmal erwähnen, dass sie Teheran vor neun Jahren mit Nuklearwaffen dem Erdboden gleich gemacht haben!“ keifte Alf wütend und schlug fast seinen Laptop kaputt. „Darüber könnte man sicherlich auch ein paar gute Videoberichte mit weinenden Kindern drehen!“

Er wandte sich Frank zu: „Damals sind über eine Million Menschen, Frauen und Kinder, getötet worden. Die GCF hat sie einfach ausradiert, um ein Exempel zu statuieren!“

„Weiß ich noch...“, gab sein Wohngenosse zurück.

„Ach, Scheiße. Diese Drecksmedien. Diese Geistesvergifter würde ich mit Freude alle abknallen, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte!“ spie er zornig heraus.

„Was soll's. Das ist halt die übliche Propaganda“, sagte Frank und ging in die Küche. „Reg dich nicht auf, sonst klappst du irgendwann mal um.“

Bäumer schimpfte noch eine Weile vor sich hin und folgte Frank. Er stellte sich vor seinen Mitbewohner und hob den Zeigefinger.

„Heute kommt John aus Minsk wieder“, sagte er. „Wir müssen mit Wilden reden, damit er uns sagt, wo wir ab jetzt wohnen können.“

„Ich mit dir wohnen? Dann kriegst du Fernsehverbot!“ erwiderte Frank mit einem Lächeln.

„Schnauze, ich bin geladen, Alter!“ zischte Alf zurück, grinste hämisch und machte ein paar spaßhafte Boxbewegungen in Richtung seines Gesprächspartners.

Das Gespräch mit dem Anführer der Gruppe war kurz und sachlich. Wilden erklärte den beiden, dass sie in

Zukunft in ein noch leer stehendes Haus am anderen Ende des Dorfes ziehen konnten. Es war eine Bruchbude sondergleichen, aber wenigstens hatte es einen alten Ofen und es gelang sogar, der Baracke nach einigen Anstrengungen Strom zu verschaffen.

Frank und Alf kehrten zu ihrer provisorischen Bleibe zurück und trafen auf einen vielleicht 45 Jahre alten Mann in einem Strickpullover, der Kisten aus einem lädierten, weißen Kombi auslud. Bei ihm war eine verdammt gut aussehende junge Frau mit langen blonden Haaren, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammen gebunden hatte.

John und die Frau näherten sich den beiden.

„Ach, wen haben wir denn da? Gestatten, John Thorphy“, stellte er sich vor.“

„Julia Wilden“, fügte die Blondine hinzu und lächelte.

„Alfred Bäumer, wir kennen uns ja noch nicht“, entgegnete Alf.

„Äh...Frank Kohlhaas“ schickte dieser in die Runde.

John Thorphy hatte einen stark englischen Akzent, was die Frage nach seiner ursprünglichen Herkunft aber nur oberflächlich klärte.

„Wir haben bei dir gewohnt. Nochmals vielen Dank. Wir sind gerade aus dem Knast befreit worden“, erläuterte Alfred.

„Kein Problem“ stellte John fest und machte sich weiter daran, Kisten aus seinem Kofferraum zu holen.

„Das wird mein Vater schon richtig angeordnet haben“, ergänzte Julia und musterte Frank mit einem flüchtigen Blick aus ihren hübschen grünblauen Augen.

„Und wie war es so?“ versuchte sich Frank an einer Konversation.

„Wie war es wo so?“ fragte die junge Frau zurück und strich sich durch die wenigen Strähnen, die nicht in ihren Pferdeschwanz am Hinterkopf eingebunden waren und ihr ins Gesicht fielen.

„Ja, da, wo ihr ward...“, sagte Frank verlegen.

„Gut!“ erhielt er als verdammt kurze Antwort der Frau.

„Ist der Mann...äh...John...Engländer?“ schob Frank nach.

„Nein, und er mag keine Engländer“, hörte er von Julia.

„John ist Ire. Rede mit ihm nicht über England oder gar über Engländer!“

„War ja nur `ne Frage“, murmelte Frank und schaute an seiner Gesprächspartnerin vorbei.

„Gut, da jetzt alle Fragen gestellt sind, könnt ihr uns ja vielleicht beim Ausladen helfen“, empfahl die junge Frau Wilden, strich sich erneut durch ihre blonden Haarsträhnen und deutete auf den Kombi hin.

„Klar, wird erledigt!“ antwortete Alf und sah Frank bestimmend an.

In den nächsten Wochen hatten Frank und Alf alle Hände voll zu tun. Nicht nur notwendige Arbeiten an ihrem neuen Heim hielten sie auf Trab, sondern Wilden fielen auch immer neue Dinge ein, die die zwei im ganzen Dorf zu erledigen hatten.

Herr Kohlhaas lernte nach und nach mehrere der anderen Dorfbewohner kennen und konnte insgesamt behaupten, dass ihn die meisten zumindest halbwegs leiden konnten. Einige begegneten ihm aber nach wie vor noch mit großem Misstrauen und vermieden allzu tiefgehende und informative Gespräche mit dem jungen Mann. Dass er

allerdings in einer Holozelle gesessen hatte, rang vielen in seiner Umgebung eine Mischung aus Mitleid und Respekt ab.

Julia Wilden, die er zugegeben optisch keinesfalls abstoßend fand, schien seine Gegenwart wohl nicht sonderlich zu suchen. Er bekam sie kaum zu Gesicht, auch wenn er ungewöhnlich oft bei Spaziergängen durch das Dorf den Weg an Herrn Wildens Haus vorbei nahm, obwohl es in einer Nebenstrasse lag.

„Sie sieht zwar gut aus, aber sie ist halt „Misses Wichtig“, die Tochter des großen Chefs...“ dachte er sich manchmal.

„Hält sich für was Besseres und scheint mir nicht übermäßig zu vertrauen.“

Und in der Tat: Julia Wilden, wie auch der junge Sven gehörten zu der Gruppe von Dorfbewohnern, die dem Kontakt mit ihm eher unterschwellig aus dem Weg gingen als ihn zu suchen. So kam es Frank jedenfalls vor.

Aber er bemühte sich, das Verhalten dieser Leute zu verstehen. Man kannte ihn nicht und nur durch Glück und Zufall war er an diesen seltsamen Ort gekommen. Was sollte er jetzt erwarten? Es wäre wohl für alle die sichere Liquidierung angeordnet worden, wenn er sich als Schwätzer oder Sicherheitsrisiko erwiesen hätte. Die Angst vor dem unbekannten Neuling schien also nicht ungerechtfertigt.

Alfred Bäumer jedenfalls hatte Frank bereits ins Herz geschlossen und auch Thorsten Wilden, dem Boss, schien er nicht unsympathisch zu sein, da dieser bei jeder Gelegenheit auf ihn einredete und ihm die Weltgeschichte von den Kulturgründungen der Indogermanen, über Alexander

den Großen bis hin zur Gegenwart erklärte. Manchmal allerdings auch alles gleichzeitig.

„Man hätte Wilden gut für die Umerziehungsstunden in der Holozelle einspannen können, nur dass er die gegenteiligen Thesen vertritt. So viel hat selbst der Sprachcomputer nicht geredet“, sagte Frank einmal scherzhaft zu Alf.

Dieser verehrte den ehemaligen Unternehmer aufgrund seines universalen Wissens über Politik und Geschichte bis ins Mark, musste allerdings bei dieser Bemerkung auch schmunzeln.

So vergingen die Tage, Wochen und Monate in einer gewissen Eintönigkeit. Oft waren einige der Dorfbewohner für längere Zeiträume fort und ab und zu verließ eines der drei kleinen Transportflugzeuge seinen Standort, um irgendwo hin zu fliegen und erst Tage später wieder zurück zu kehren.

Die Flugzeuge wurden gut versteckt unter getarnten Planen oder in großen, alten Scheunen. Es war zwar nicht illegal, sie zu besitzen, da sie ja ordnungsgemäß registriert worden waren, aber auch hier ließ man lieber größere Vorsicht walten und versteckte sie so gut es ging.

Frank und Alf arbeiteten jedenfalls wie die Verrückten, um ihr Haus bewohnbarer zu machen. Tapeten wurden über viele Umwege besorgt, da es im Umkreis von vielen Kilometern keine Läden mehr gab, die solche Artikel führten, und es wurden zumindest die wichtigsten Räume neu tapeziert. Ähnliche Schwierigkeiten taten sich auch bei den Baumaterialien auf, die man behelfsweise oft von den anderen leerstehenden Häusern nehmen musste, beispielsweise noch intakte Ziegel für das lädierte Dach.

Es war jedenfalls eine lange und mühselige Arbeit, bei der sich die beiden Männer immer mehr anfreundeten. Nach wie vor gab es nur im Hauptraum des Hauses einen brauchbaren Holzofen, der schon sehr alt sein musste und den beiden wurde etwas mulmig, wenn sie an den kommenden Winter des Jahre 2028 dachten.

Gegen Ende des Monats Juli meldeten sich aus unerklärlichen Gründen auch Franks Schlafstörungen zurück, ja er hatte regelrechte Alpträume, in denen das gleißende Licht der Holozelle wiederkehrte und auch Herr Irrsinn wieder vorstellig wurde. In den Träumen redete dieser sogar manchmal und Frank wunderte sich, dass seine Stimme so hoch und hell war.

Oft weckte Bäumer ihn auf, wenn er um sich schlug oder im Schlaf redete. Es war seltsam. Gerade jetzt, wo die Ruhe, ja im Vergleich zu der Zeit in „Big Eye“ sogar die Idylle schlechthin eingetreten war, kamen die bösen Erinnerungen zurück. Wenn man meinte, eine schreckliche Zeit hinter sich gelassen und überwunden zu haben, kehrten die Schmerzen und Probleme unerwartet zurück und forderten ihre Aufmerksamkeit ein.

Eines Tages, es war mittlerweile August geworden, stand HOK am frühen Morgen vor der Haustür und fragte Alf nach Frank. Dieser saß in der provisorisch eingerichteten Küche und kam bald selbst an die Tür.

„Morgen, Frank...Komm bitte sofort mit!“ begrüßte ihn HOK mit betretener Miene.

„Was ist?“ fragte Frank mit einen unbehaglichen Gefühl im Bauch.

„Schnell! Komm erst einmal mit mir! Bitte!“ drängelte der Computerfachmann und strahlte dabei eine unheilvolle Atmosphäre aus.

Unruhig und schweigend gingen die beiden zu HOKs Haus und Frank beachtete kaum die warme und helle Herbstsonne, die das kleine Dorf wohligh einhüllte. HOK rannte sofort in seinen unaufgeräumten Arbeitsraum und setzte sich vor den flackernden Bildschirm seines Rechners.

„Setz dich hin“, bat er Frank freundlich.

„Bleib bitte ruhig bei dem, was ich dir jetzt sage.“ sagte HOK und sah traurig zu Frank hinüber.

„Was ist denn los?“ fragte Frank mit einer Mischung aus Ungeduld und tiefer Sorge, den HOKs Miene ließ nichts Gutes erahnen.

„Ich habe deinen alten Scanchip untersucht. Das ist nicht persönlich gemeint, aber das ist eine Anweisung von Wilden bezüglich jeder Person, die neu in dieses Dorf kommt. Es ist eine Sicherheitsmaßnahme: Der Scanchip wird auf verdächtige Subdateien und Querverweise hin untersucht. Ich habe mich in einen internen Datenserver eingeloggt und nicht öffentliche Informationen studiert, die über jeden Bürger im Sektor „Europa-Mitte“ automatisiert oder durch behördliche Stellen und Mitarbeiter gesammelt werden.

Die Subdateien, die der betreffende Bürger niemals in seinem Leben zu Gesicht bekommt, außer er hat einige Programme so zurecht programmiert und umgeschrieben, wie ich es die letzten zehn Jahre getan habe, und sich in endloser Arbeit durch diverse regierungsinterne Daten-

bänke gefressen, beinhalten viele Informationen über dessen Leben.“

„Aha...“ erwiderte Frank mit komplettem Unverständnis.

„Ein gewöhnlicher Scanchip besitzt etwa 500 interne Subdateien und Querverweise, die der Besitzer natürlich nicht lesen kann, weil sie nur von offiziellen Stellen abgerufen werden können“, erklärte HOK hastig.

Franks Gehirn wurde wieder einmal mit Fachbegriffen der Computersprache gequält, obwohl sich HOK nach Möglichkeit bemühte, alles für den Laien verständlich auszudrücken.

„Die Subdateien eines jeden Scanchips enthalten eine Fülle von Daten, zum Beispiel:

- Verhaltensanalyse am Arbeitsplatz
- Gesundheitszustand und gesundheitliche Risiken für die weitere ökonomische Verwertung des Bürgers
- Einkommen
- Konsumverhaltensstatistik
- Soziale Verträglichkeit
- Subversive Aussagen am Telefon und in Gesprächen
- Familienmitglieder und Verwandte
- Verhalten im Bezug auf Medien und Werbeangebote
- Religiöse Ausrichtung
- Freunde und Bekannte (inklusive der Kontaktintensität und Häufigkeit)
- Sexuelles Verhalten, usw.

Es gibt noch Hunderte weiterer Unterpunkte und Details, die ich dir hier jedoch ersparen möchte“, unterbreitete HOK.

„Und jetzt? Hab ich was gemacht?“ wollte der verunsicherte Frank wissen.

„Nein!“ antwortete HOK knapp. „Für uns geht es um einige Unterpunkte. Etwa ob da steht: „IZSS“ (Informationszuträger für staatliche Stellen) oder „EBG“ (Empfänger behördlicher Vergünstigungen) – was heißen würde, dass du ein Spitzel bist oder mal warst.“

„Was soll der Scheiß!“ giftete Frank HOK entgegen. „Ich habe mit so etwas nichts zu tun!“

„Dein alter Scanchip ist sauber, keine Sorge“, beruhigte ihn HOK. „Das ist auch nicht die Sache“, fuhr er fort. „Wir müssen hier nun einmal vorsichtig sein und diesen Prozess musste jeder über sich ergehen lassen!“

„Dann wollt ihr hier auch euren eigenen Überwachungsstaat „Ivas“ einführen, oder wie?“ knurrte Frank wütend.

„Nein, wollen wir nicht!“ gab HOK zurück und schien sich irgendwie auch ertappt zu fühlen.

„Ich habe mir die Querverweise bezüglich deiner Familienmitglieder und Verwandten angesehen. Tut mir leid, das gehörte nicht zu meiner Aufgabe und ich muss mich dafür entschuldigen“, murmelte HOK kleinlaut und blickte verlegen auf seine Tastatur.

„Und dann gegen die Weltregierung kämpfen! Die sind vielleicht auch nur neugierig und spionieren aus lauter Langeweile die Leute aus“ herrschte ihn Kohlhaas beleidigt an.

„Ja, es tut mir leid. Wirklich!“ versuchte HOK seinen erbosten Mitstreiter zu beruhigen.

„Leider ist mir da etwas Schreckliches aufgefallen:

Rainer Kohlhaas ist dein Vater, nicht wahr? Und Martina Günther, geborene Kohlhaas, deine Schwester, nicht wahr?

Nico Günther dein Neffe...?“

„Was ist mit ihnen?“ fragte Frank mit aufgerissenen Augen.

„Die Scanchips von Rainer Kohlhaas und Martina Günther sind als „stillgelegt“ ausgezeichnet. Ihre Bürgernummern werden demnächst neu vergeben....“ sprach HOK leise, mit einem Kloß im Hals.

„Was?“ spuckte Frank heraus.

„Beim Scanchip deines Vaters ist ein Inhaftierungsvermerk seit dem 09.04.2028 eingetragen, seit Anfang Juni 2028 ist er schließlich „stillgelegt“ worden. Als Zusatz steht da die Fußnote „OSDBA“ (Offizielle Stillegung durch behördliche Anordnung) und weiter „BA“ (Bürger ausgeschaltet). Er ist liquidiert worden!“ brachte HOK heraus.

„Wie?“ schrie Frank wie vom Blitz getroffen.

„Gleiches gilt für deine Schwester. Auch sie wurde erst inhaftiert und später liquidiert. Dein Neffe...“ weiter kam HOK nicht.

„Was? Was ist mit Nico?“ brüllte ihn Frank mit starrem Entsetzen in den Augen an. „Was ist mit ihm?“

„Er ist hier als „Waise in staatlicher Obhut“ verzeichnet. Er lebt also noch“, fuhr er fort und versuchte Franks Gefühlsausbruch irgendwie abzuschwächen.

Doch es hatte keinen Sinn. Der junge Mann taumelte und sank auf den Stuhl zurück. Er rang nach Luft und versuchte, die Klauen des Schreckens, die ihm die Kehle zudrück-

ten und ihm seinen Atem nahmen, abzustreifen, doch es gelang ihm nicht. Innerhalb von wenigen Sekunden fiel er in ein schwarzes Loch der Verzweiflung und stürmte weinend aus dem Haus des Informatikers.

Da waren wieder der Schrecken und die Angst, die ihn in den letzten Monaten bis auf die gelegentlichen Alpträume gnädig verschont hatten. Sie waren wieder da, in alter finsterner Größe und sie schienen bleiben zu wollen.

Die nächsten Tage verstrichen und Frank verließ kaum mehr seinen Schlafraum. Alf versuchte, ihm zu erklären, dass die Inhaftierung von Verwandten und Familienmitgliedern vom System dazu genutzt wurde, untergetauchte Straftäter aus der Reserve zu locken, damit sie sich durch Anrufe, die grundsätzlich abgehört wurden, auffindbar machten oder sich gar zu Besuchen hinreißen ließen. Doch Frank schrie ihn nur an, zu verschwinden.

Jetzt kamen die unruhigen Nächte wieder und der Schrecken, den die Holozelle in seinem Geist entfacht hatte, kam nun Arm in Arm in trauriger Eintracht mit dem neuen Horror in der Dunkelheit zurück.

Wieder dachte der junge Mann daran, seinen Eltern und seiner Schwester in das Jenseits nachzufolgen und seine hoffnungslose Existenz endlich zu beenden, doch Alf baute ihn immer wieder auf und kümmerte sich um ihn, wenn es zu schlimm wurde.

Als der September den Herbst über Ivas brachte, wurde Frank eines Nachts von einem sehr merkwürdigen Traum heimgesucht. Er konnte sich am nächsten Morgen, als er wieder mit schlimmen Kopfschmerzen aufwachte, nicht

mehr ganz an jedes einzelne Detail erinnern, aber die meisten Bilder blieben ihm im Gedächtnis.

Er selbst befand sich als Zuschauer in einem Raum, der einem Gerichtssaal sehr ähnlich sah. Vorne war das Richterpult und die Anklagebank und nur sie waren wie von einem Scheinwerfer beleuchtet. Der Rest des Raumes blieb im schemenhaften Halbdunkel versunken, auch die Sitzreihen der Zuschauer, auf denen Frank als einziger saß. Vorne auf der Anklagebank saßen zwei Personen, die Frank erst nicht genau erkennen konnte, da er sie nur von hinten sah. Hinter dem Richterpult befand sich kein Mensch, es war eher ein Schatten oder ein Geistwesen.

„Die Verhandlung ist eröffnet!“ rief der Schatten. „Ich bitte um Ruhe!“

„Es geht heute um die Strafsache „Die Politik gegen Herrn Rainer Kohlhaas und Frau Martina Günther, geborene Kohlhaas.“

Die beiden Angeklagten drehten sich um und warfen Frank einen ängstlichen Blick zu. Es waren sein Vater und seine Schwester. Schnell wandten sie sich wieder dem Richter zu, denn er begann mit seinen Ausführungen.

Der Zuschauer reckte seinen Kopf vor und versuchte, das Namensschild zu entziffern, das vor dem eigenartigen Richter auf seinem Pult lag. Erst nach angestrengtem Starren erkannte Frank, dass gar kein Name zu sehen waren. Dort stand nur „Die Politik“.

Der Schatten verlas nun eine Fülle von Anklagepunkten und begann dann mit der Befragung der beiden.

„Wir fangen mit Ihnen an, Herr Rainer Kohlhaas“, sprach er mit grollender, tiefer Stimme. „Können Sie sich

daran erinnern, sich jemals um die wichtigen Fragen bezüglich meiner Person gekümmert zu haben?“

„Nun, ich habe mich schon manchmal mit Ihnen befasst, soweit es mein Leben betraf“, stammelte Rainer Kohlhaas.

„Könnten Sie das genauer erläutern?“ hakte der Richter nach.

„Also, ich habe ab und zu Nachrichten gesehen und Zeitung gelesen“, versuchte Rainer Kohlhaas zu erklären.

„Und Sie, Frau Martina Günther. Haben Sie sich wirklich jemals ernsthaft um mich gekümmert?“ sprach der Schattenrichter mit drohender Stimme.

„Vielleicht nicht genug. Aber manchmal schon. Ich kam auch oft nicht dazu. Mein Beruf hat mich meist so in Anspruch genommen, dass ich keine Zeit mehr hatte, viel an Sie zu denken...“, gab Franks Schwester kleinlaut zurück.

„Und bei Ihnen war es ähnlich, Herr Kohlhaas?“ polterte der Richter durch den Saal.

„Es tut mir leid, aber wenn ich ehrlich bin, habe ich auch immer nur gearbeitet und mich in erster Linie um mich selbst gekümmert. Ich musste ja zusehen, dass ich überlebe und Geld verdiene. Und da fehlte mir oft einfach die Zeit“, hörte man Rainer Kohlhaas mit zitternder Stimme sagen.

„Und Sie haben geglaubt, dass Sie damit durchkommen. Dass Sie mich all die Jahre einfach mehr oder weniger ignorieren könnten und nicht ernst zu nehmen bräuchten!“ knurrte ihn das Geistwesen an.

„Vergeben Sie mir. Die Zeit hätte ich mir sicherlich nehmen sollen. Ich habe ja auch Ihren Werdegang verfolgt, Herr Richter. Nachrichten habe ich viel gese-

hen...eigentlich...“, versuchte sich Rainer Kohlhaas zu rechtfertigen.

„Ja, bei mir war es auch so!“ stimmte Martina zu.

„Und Sie denken, es hat ausgereicht, andere über mich reden zu lassen? Sie glauben wirklich, es sei genug gewesen, wenn andere sich um mich kümmerten und Sie selbst nur das nachplapperten, was diese über mich erzählten? Warum haben Sie sich nie selbst ein Bild gemacht?“ fragte der Schatten in vorwurfsvollem und erbostem Ton.

„Vergeben Sie uns Herr Richter, aber wir hielten einfach viele andere Dinge in unserem Leben für wichtiger, als uns um Sie zu kümmern“, lamentierten die beiden Angeklagten voller Sorge.

Plötzlich fand sich Frank in seinem Traum an einem anderen Ort wieder. Zuerst fiel ihm der schreckliche Gestank auf, der ihm vom Boden aus in seine Nasenlöcher kroch. Er befand sich auf einem Feld, das sich endlos weit bis in den letzten Winkel des formlosen Horizonts auszu dehnen schien und nur einige Berge waren noch irgendwo in der weiten Ferne zu erkennen. Jetzt sah er, was dieses Feld bedeckte. Es waren Leichen. Hunderte, Tausende, Millionen.

Sie stanken furchtbar und verrotteten vor sich hin. Ihre gräuliche, tote Haut war eingefallen und aus ihren Mündern und vertrockneten Augenhöhlen krochen Maden und anderes Gewürm.

Es waren so unfassbar viele: Männer, Frauen, Kinder – manche erst frisch gestorben, andere schon stark verwest und fast zu Skeletten zerfallen. Frank musste aufpassen, dass er beim Gehen nicht auf dem Teppich von Gebeinen

und Fleisch ausrutschte, denn das Meer der Toten war gigantisch und es füllte die Ebene bis zum Horizont aus.

Der junge Mann wanderte einige Stunden einfach geradeaus und es war ihm überhaupt nicht wohl in dieser grauenhaften Umgebung. Doch die Ebene erstreckte sich immer weiter und weiter und immer noch war sie mit zahllosen Leichen bedeckt. Die Berge, so erkannte er plötzlich, waren Berge aus Schädeln, die in Massen aufeinander getürmt worden waren.

Frank lief durch das Land der Toten und als er schon dachte, dass er nie mehr einen Ausweg aus dieser furchtbaren Welt finden würde, hörte er plötzlich eine Stimme.

„Frank Kohlhaas!“ schallte es aus einer Ecke des Feldes.

Der Träumende näherte sich dem Ort, von dem aus er die Stimme vernommen hatte und konnte bald einen dunklen Fleck erkennen, der immer größer wurde, umso näher er kam. Dann erkannte er, dass es der schattenhafte Mann war, der gespenstische Richter, der ihn zu sich rief.

„Ich bin die Politik, Frank Kohlhaas! Schön, dass du mich gefunden hast! Hier sind die zwei!“ sagte das Wesen und zeigte mit seiner Schattenhand auf den Boden vor sich.

Dort lagen Rainer Kohlhaas, sein Vater, und Martina Günther, seine Schwester. Beide hatten einen Kopfschuss und ihre Körper waren von Maden zerfressen und verrottet.

„Siehst du, Frank Kohlhaas! Wenn du dich nicht um die Politik kümmerst, dann kümmert sich die Politik eines Tages um dich!“, sagte der Richter.

Frank schreckte auf und schlief auch in dieser Nacht nicht mehr ein.

Der Rest des Jahres 2028 verlief ohne großartige Veränderungen im Leben des mittlerweile 27 Jahre alten Mannes. Der Winter im ehemaligen Litauen war recht unangenehm und kalt und von einer Klimaerwärmung wie man sie 2010 noch in den öffentlichen Medien gepredigt hatte, um damit Zwangsmaßnahmen und weitere Einschränkungen der Bürgerrechte zu rechtfertigen, war nichts zu spüren.

Franks Angstzustände, Schlafstörungen und Depressionen kamen nach wie vor in Wellen und vor allem in den dunklen Wintermonaten hatte er stark darunter zu leiden. Er wurde von Wilden und den anderen Dorfbewohnern zu dieser und jener Tätigkeit eingespannt. Die Arbeit tat ihm gut, lenkte ihn ab. Im Herbst wurden die wenigen Felder rund um Ivas von den Einwohnern abgeerntet und die Erträge winterfest gemacht, so wie in alten Zeiten.

Auch das war für Frank Neuland, da er bisher nur die Massenabfertigungsnahrung der großen Agrarkonzerne gegessen hatte. Alf und er renovierten das alte Haus weiter, aber sie kamen nur langsam voran.

Der junge Ausgestoßene war innerlich noch immer nicht bereit, sich den Rebellen, wenn es denn welche waren, anzuschließen. Außer Geschwätz war ihm noch keine nennenswerte Rebellion aufgefallen, obwohl ihn Wilden bei jeder Gelegenheit über weltpolitische Themen aufklärte, was manchmal wirklich nervte.

Seine Tochter schien nach wie vor nicht viel von ihm zu halten und wirklich trauen tat sie ihm wohl auch nicht.

Aber zumindest hatte er ihr Mitleid geweckt. „Immerhin etwas!“ dachte sich Kohlhaas.

Wenn es draußen stürmte und der Eisregen gegen die noch nicht ganz dichten Fenster hämmerte, es dunkel und kalt war, fühlte sich Frank verloren, selbst wenn Alf im Raum nebenan irgendwelche Internetseiten nach neuen Informationen durchforstete und dazwischen Flüche oder Jubelschreie ausstieß.

„Soll es jetzt ewig so weitergehen?“ fragte er sich manchmal. „Ist das mein Schicksal? Hier in diesem Kaff im Baltikum herumhängen, mit dieser eher skurrilen Bande von selbsternannten Freiheitskämpfern?“

Wenn er das Gesicht seines Vaters und seiner Schwester vor seinem geistigen Auge sah, wenn er an die Holozelle dachte und daran, dass sein kleiner Neffe irgendwo in einer Gehirnwäscheanstalt aufgezogen wurde, während seine Schwester, die nie etwas Unrechtes getan hatte, in einem Massengrab verrottete, dann kochte die Wut hinter seinen Augen hoch.

„Alf, was bedeutet das Symbol der „Red Moon Gruppen“ nochmal?“ fragte er seinen Mitbewohner eines Abends.

„Habe ich dir doch schon gesagt“, antwortete Alf, der sich gerade ins Bett legen wollte.

„Ich will es wissen – und zwar genau“, bohrte Frank nach und zeigte dabei einen seltsamen Gesichtsausdruck, der selbst Alf Respekt einflösste.

„Na ja, das ist ein altes Kultsymbol. Der „blutige Mond“ oder „Blutmond“ halt. Die alten Kelten wie auch viele

andere Völker der Vorzeit kannten dieses mystische Zeichen. Vor allem jetzt im Winter war es bedeutsam. Damals wurde das Vieh vor Wintereinbruch in einer bestimmten Vollmondnacht in großer Zahl geschlachtet und deswegen nannten die Vorfahren diesen Mond den „Blutmond“. Es war also auch eine Art Ritual für die alten Götter, um diese vor dem Winter um Schutz und Hilfe anzuflehen. Es wurde ein Kreis mit Blut gezogen, um den sich der Stamm versammelte, betete und tanzte. Oft tranken die Alten dazu blutroten Wein.

Man glaubte, dass während dieses Rituals nicht nur die Geister von verstorbenen Verwandten und Freunden anwesend waren, sondern auch die von den Tieren, die sie verlassen hatten, um ihr Fleisch zu geben“, erklärte Alf.

„Also auch so eine Art Gedenken an die Verstorbenen?“, wollte Frank weiter wissen.

„Das ist eine Bedeutung. Die andere Bedeutung ist der heraufziehende Krieg, die Rache, das Blutvergießen, die Raserei der Schlacht. Man kann den blutigen Mond auch als Warnung an die Feinde verstehen. Hängt halt alles von der Interpretation des Symbols ab. Die Gründer der „Red Moon Gruppen“ fanden es halt interessant, sich dieses Zeichen zu geben“, schob Bäumer ein.

„Die zweite Bedeutung gefällt mir besser“, zischte Frank.

Alfred schaute etwas verwundert und schabte mit seinen Fingern leise über den hölzernen Küchentisch.

„Lass uns endlich den Blutmond über unsere Feinde bringen. Ich werde irgendwann mit Wilden reden. Wenn ich mich eurer angeblichen Rebellion anschließe, dann will ich auch wirklich Rebellion machen“, knurrte er grimmig.

„Machen wir doch...“ konterte Alf, der Frank lange nicht so aggressiv gesehen hatte.

„Ja, ich hoffe es. Ich will töten!“ fauchte er. „Rache, Blutmond!“

Frank drehte sich auf dem Absatz um und ging in sein Zimmer. Die Tür schlug er hinter sich zu und wurde bis zum nächsten Morgen nicht mehr von seinem Freund gesehen.

Rebellion und Neuschnee

Es dauerte nicht lange, da war Ivas von einer dicken Schneedecke bedeckt und es war bitter kalt. Man konnte sich in Franks und Alfs Behausung lediglich im größten aller Räume, dem mit dem einzigen Ofen, halbwegs aufhalten.

Diese Jahreszeit war wirklich nicht angenehm und oft mussten sich die beiden im Haus zusätzlich mit einigen Woldecken wärmen. Aber wenigstens hatte das Dach keine Löcher mehr und es schneite nicht in die obere Etage des verfallenen Gebäudes.

Heute hatte Frank Kohlhaas den Entschluss gefasst, mit Thorsten Wilden zu reden. Er wollte jetzt Nägel mit Köpfen machen und ein echter Rebell werden, wusste allerdings nur noch nicht so richtig wie.

Es war ein grauer winterlicher Vormittag und die wenigen Lichtquellen in den bewohnten Häusern des Dorfes trugen nicht übermäßig dazu bei, das Halbdunkel zurück zu drängen.

Ein entschlossener Frank stapfte an diesem Tage durch den gefallenen Neuschnee der letzten Nacht in Richtung des Hauses von Thorsten Wilden. Langsam ging ihm die Eintönigkeit in diesem angeblichen Hort der Revolution auf die Nerven.

„Ihr wollt mich, dann kriegst ihr mich!“, giftete er sich selbst in den Stoppelbart.

An der Haustür des Dorfchefs angekommen machte sich Frank mit einem lauten Klopfen bemerkbar. Agatha Wilden öffnete die Tür, neben ihr war Julia im Flur zu sehen. Sie gab ein leises „Hallo!“ von sich. Wilden erschien

auf der Treppe, die ins obere Stockwerk führte. „Frank, sei gegrüßt! Was gibt es?“ fragte der ergraute Herr etwas verwundert. Der Dorfchef wirkte verschlafen und war noch unrasiert.

„Haben Sie kurz Zeit, Herr Wilden? Ich will mit Ihnen reden!“ antwortete Frank mit einem seltsam starren Blick, den weder Julia noch Wildens Frau Agatha jemals vorher gesehen hatten.

„Ja, gut. Wir gehen in mein Büro“, erwiderte der Rebellenführer.

„Gut! Ich komme hoch!“ stieß Frank hervor und hastete die Stufen hinauf.

Dann saßen sich beide Männer gegenüber. Frank fing sofort an zu sprechen, noch bevor Wilden nachfragen konnte.

„Das hier ist kein Ferienort haben Sie mal gesagt. Gut! Gut!“ sprach Frank mit verbissener Miene. „Das hier ist ein Rebellenstützpunkt, sagten Sie, Herr Wilden!“

„Ja, ist es“, konterte der ältere Herr etwas genervt. Sein Gegenüber erschien ihm heute merkwürdig.

„Nun gut! Dann machen wir Rebellion. Zuerst möchte ich schießen lernen! Sturmgewehr, Maschinengewehr, Handfeuerwaffen. Geht das in Ordnung, Herr Wilden?“ trug Frank etwas fordernd vor.

„Im Prinzip schon“, kam zurück.

„Sehr schön! Ich bin jetzt so weit. Ich weiß, dass einige über mich reden nach dem Motto: Den füttern wir hier nur durch, er nützt uns nichts und beteiligt sich an keiner wichtigen Aktion. Gut, von nun beteilige ich mich an Aktionen. Wenn hier tatsächlich welche stattfinden, denn

bemerkt habe ich noch nichts von der großen Rebellion“, stichelte der junge Mann.

„Wir bauen hier erst einmal autarke Strukturen auf und die bewaffnete Aktion, eure Befreiung betreffend, war eine Ausnahme. Sonst sind keine weiteren derartigen Sachen für die nächste Zeit geplant“, erklärte der ehemalige Firmenchef.

„Wie auch immer“, donnerte Kohlhaas heraus, „Wenn besondere Aktionen stattfinden sollten, dann lassen Sie es mich wissen. Ich mache mit. Mein Leben ist mir egal und ich werde Ihnen zeigen, dass ich mehr Eier habe als die meisten dieser Dorfbauern, die mich hier schräg angucken. Also geben Sie mir Bescheid, wenn was läuft. In diesem Sinne und grüßen Sie mir Ihre werte Frau Tochter, Herr Wilden!“

Frank klopfte auf den Schreibtisch, lächelte formlos und ging aus dem Raum. Er stapfte die Treppe hinunter, murmelte Julia ein „Tschüss“ entgegen und machte die Haustür hinter sich zu. Familie Wilden war etwas verdutzt. So kannten sie Frank nicht und er selbst kannte sich so auch nicht.

„Wenn ich rebellieren soll, dann muss ich wenigstens mal mit einer Waffe schießen lernen. Wo sind eure Waffen?“ nervte Frank eine Woche später wieder seinen Mitbewohner.

„Mensch, geh mir nicht auf den Sack!“ blökte Alf zurück und beinahe wären sie aneinander geraten, da Frank schon den ganzen Tag so gereizt war.

„Ich gehe zu Wilden“, schimpfte der angehende Rebell.

„Schon gut, ich habe eine Knarre. Von mir aus gehen wir in den Wald und machen ein paar Schießübungen“, stöhnte Alf durch die kalte Wohnung.

„Das hört sich gut an, dann los“, erhielt er als fröhliche Antwort.

Bäumer ging in den Keller und kam wenige Minuten später mit einer Glock in der Hand zurück. Dann verließen die beiden Männer das Haus. „Bin mal gespannt, ob du etwas triffst“, hänselte Alf seinen Freund auf dem Weg in das nahegelegene Waldstück hinter dem Dorf, doch dieser lief wortlos weiter. Nachdem sie eine Weile durch den hohen Schnee gewatet waren, blieb Alf stehen.

„Siehst du das Astloch in der Birke dort drüben?“ fragte er Frank.

„Klar, gib mir die Pistole“, erwiderte Kohlhaas.

Ohne weiter nachzudenken richtete der junge Mann die Waffe auf den etwa zehn Meter entfernten Baum und feuerte los: „Bamm! Bamm! Bamm!“

Alfred rannte zum Ziel, nachdem Frank das Magazin leer geschossen hatte. Er war verblüfft. Die meisten Kugeln hatten ihr Ziel getroffen und große Stücke der Rinde waren rund um das Astloch aus dem Baum gerissen worden.

„Gar nicht übel, Junge“, bemerkte er und blickte verwundert zu dem noch unerfahrenen Schützen. „Wie oft hast du in deinem Leben schon geschossen?“

„Noch nie!“ gab dieser kurz zurück und lächelte ein wenig stolz.

„Dein in letzter Zeit gewachsener Wille scheint dich auch zu einem guten Schützen zu machen“, murmelte Alf.

Drei Magazine schoss Kohlhaas noch leer, dann mussten sie abbrechen, um nicht zu viel Munition zu vergeuden. Bäumer war durchaus beeindruckt, dass sein Mitstreiter sein Ziel meist relativ genau getroffen hatte.

„Wilden kann dir ein Sturmgewehr und ein MG besorgen. Dann kannst du damit üben“, versprach Alf. Wenig später gingen sie wieder zurück ins Haus, es wurde bereits dunkel.

So seltsam und unbedeutend es auf den ersten Blick aussehen mochte – Alfs Lob hatte den jungen Frank mit Stolz erfüllt. Er lächelte zufrieden in sich hinein und freute sich schon auf die Schießübungen mit den größeren Kriegswaffen, den echten „Wummen“. Zum Schießen hatte er anscheinend Talent und dass er zu etwas Talent hatte, wurde ihm noch nicht oft im Leben gesagt.

So verbrachte er die ersten zwei Wochen des kalten und nassen Januars, des widerlichsten Monats des Jahres, mit zahlreichen Schießübungen, dem Lesen von politischen und historischen Büchern, die er sich von Herrn Wilden ausgeliehen hatte und gelegentlichen Hilfsarbeiten im Dorf. Er fühlte von den anderen Dorfbewohner jetzt ein wenig anerkannter, nachdem er signalisiert hatte, dass auch er bereit zum Widerstand war.

Selbst Julia Wilden hatte ihn zum ersten Mal angelächelt, als er an der Tür ihres Vaters um neue Munition für seine Waffen bat.

Ja, er steigerte sich regelrecht in den Gedanken hinein, ein Rebell zu werden. Er schoss bei seinen Übungen auch in Gedanken eher auf schemenhafte Gefängniswärter, Polizisten und Politiker als auf Strohsäcke oder Bäume.

Oft grinste er wie ein glückliches Kind, wenn der kalte Stahl eines Gewehrs in seine Hand glitt. Seine Resultate als Schütze wurden immer besser und wenn er sich nach einem anstrengenden Tag in sein Bett legte, dachte er oft an den Blutmond und merkte nicht, wie böseartig sein zufriedenes Lächeln mittlerweile werden konnte.

Alfred fand seinen Mitbewohner zeitweise fast seltsam. Er wirkte zwar ruhig und gelassen, doch er war still geworden und manchmal stierte er abwesend aus dem Fenster und biss sich auf die Unterlippe, bis sie anfang zu bluten. Meist schien er es nicht einmal zu merken.

Der junge Mann war eifrig darin, das Handwerk des Tötens in all seinen Facetten zu erlernen. Oft redete er beim Abendessen von nichts anderem mehr. Er philosophierte über Möglichkeiten des Widerstandes, der Revolution und der Gegenpropaganda. Manche Ideen erschienen Alf sogar genial, andere wirkten kindisch und verrückt. Irgendetwas ging hinter Franks Schädeldecke vor, wurde langsam ausgebrütet wie ein böses Kind.

In diesen Tagen, in denen Frank in Alfs Gegenwart fast nur noch vom Geräusch des Sturmgewehres schwärmte und bei John Thorphy eine regelrechte Großbestellung für Schuss-, Hieb- und Stichwaffen ausgab, die der Ire ihm von seinen Reisen mitbringen sollte, wies sein Mitbewohner ihn manchmal genervt zurück.

„Du wirst schon noch früh genug in den Krieg ziehen können, Mann“, seufzte er des öfteren mit leidender Miene. „Ende des Monats haben wir eine größere Versammlung, dann nehme ich dich mit!“

„Versammlung? Was für eine Versammlung? Zum Schneeschippen?“ spottete Frank übermütig.

„Was soll dieser Quatsch? Ich kann dein Gelaber von der Revolution im Moment nicht mehr hören. Bleib mal auf dem Teppich und finde den Weg zur Realität zurück. Wir werden morgen nicht wie ein Haufen angetrunkener Gorillas losrennen und blind alles wegballern. Mach deine Schießübungen oder übe den Nahkampf oder sonst was“, Bäumer war langsam selbst geladen.

Frank hingegen tat seinerseits beleidigt und ging in sein unterkühltes Zimmer. Am liebsten hätte er Alf ins Gesicht geschlagen und am liebsten der übrigen Welt gleich mit. In jede Pore seines Körpers war der Hass wie ein neuer Mieter eingezogen und hatte sich festgesetzt. Der junge Mann grübelte weiter und auch dieser Tag floss dahin.

Der ehemalige Bürger 1-564398B-278843 schlug die Zeit tot bis zum Ende des Monats und wartete gespannt auf die Versammlung, von der Alf ihm erzählt hatte. Dieser hielt sich nach wie vor mit genaueren Ausführungen, die Veranstaltung betreffend, zurück und ließ Kohlhaas weitgehend in Ruhe.

Es war der vorletzte Tag des Januars 2029 und der unruhige junge Mann war schon seit den frühen Morgenstunden auf den Beinen. Die Versammlung der Dorfbewohner war für 18.00 Uhr angesetzt und Frank schweifte den ganzen Tag wie ein nervöser Tiger durch das kalte Haus oder schlenderte durch Ivas und lächelte jeden Einwohner, der ihm begegnete, freundlich und erwartungsvoll an.

Am späten Nachmittag verließen sie das Haus und fanden sich kurz darauf in einer hell beleuchteten großen Scheune ein, wo ein paar Heizstrahler notdürftig postiert

worden waren. Wilden wartete dort inmitten einer größeren Gruppe auf sie.

Frank und Alf begrüßten die anderen kurz und wortkarg und stellten sich in eine Ecke. Beide verschränkten die Arme vor der Brust und schauten zu Wilden, der gerade zu einer Rede ansetzte:

„Liebe Freunde!“ fing er an und wandte seinen Blick seinen Zuhörern zu, neben ihm stand Julia. „Ich freue mich, dass ihr alle hier seid, vor allem begrüße ich unsere Gäste aus Frankreich und alle, die zum ersten Mal an so einer Besprechung teilnehmen.“

Die Erwartung des Herrn Kohlhaas stieg ins Unermessliche. Er warf Julia einen flüchtigen Blick zu. Diese zwinkerte ihm zu und lächelte, was ihn sehr freute, denn eine so freundliche Geste hatte er von ihr noch nie gesehen.

Ihr Vater fuhr fort: „Ihr wisst sicherlich alle, worum es heute geht. Ich habe vor einigen Jahren dieses Dorf, jedenfalls einen Teil der Häuser, gekauft, um hier ein Refugium für alle die zu schaffen, die reinen Herzens sind und sich dem Kampf gegen das Weltversklavungssystem verschrieben haben. Seit dieser Zeit haben wir viel geschafft und dieses ehemalige Ruinendorf, diese Geisterstadt, wieder zu einem halbwegs bewohnbaren Ort gemacht, an dem wir unsere Ruhe haben – jedenfalls bis jetzt.

Ich habe allerdings den Eindruck, dass viele von uns mittlerweile dieses ruhige Leben so sehr genießen, dass sie vergessen haben, was der eigentliche Sinn dieser Basis ist. Der Sinn ist sicherlich auch, einen Ort zum freien Leben für die zu schaffen, welche die Freiheit noch zu schätzen wissen, doch sollte Ivas vor allem auch ein Stützpunkt für

jene sein, die den Kampf gegen das Weltsystem aufnehmen wollen.

Die letzten Monate waren ruhig, wir verhielten uns ruhig. Wir bauten und machten und taten und sicherten erst einmal unser aller Lebensunterhalt, was unerlässlich ist, wenn man einen Kampf beginnt. Diese Phase erscheint mir jetzt weitgehend abgeschlossen und nun müssen wir uns Gedanken machen, wie wir diese Freiheit auch den Brüdern und Schwestern in unserer alten Heimat und anderswo wiedergeben können. Der Kampf muss jetzt richtig beginnen!“

Es folgte ein kurzer Applaus der etwa 100 Personen in der großen Scheune. Frank öffnete seine verschränkten Arme jedoch nicht und hörte weiter gespannt zu.

„Die meisten, die heute hier sind, leben in Ivas. Ein paar sind von außerhalb. Wir haben hier Andrej von der „Russischen patriotischen Sektion“, Robert und William von der Organisation „Free Britain“ und unsere Freunde aus Belgien, besser gesagt aus Flandern. Weiterhin Baptiste und Hugo aus Frankreich. Auch aus dem benachbarten Skandinavien ist der eine oder andere heute zu uns gekommen. Und Soheil und Nirvan, die Rebellen aus dem Iran, will ich auch nicht vergessen, denn sie haben wohl den längsten Weg hinter sich. Die Vertreter der spanischen „Citadel Gruppe“ durften heute morgen leider aus ihrem Untersektor nicht ausreisen und ich hoffe, es geht ihnen gut. Man möge mir verzeihen, sollte ich einen unserer auswärtigen Gäste vergessen habe“, setzte der ältere Herr seine Rede fort.

„Und nun zum eigentlichen Thema. Es geht heute um den 01. März 2029, wenn die Weltregierung auch in „Eu-

ropa-Mitte“ das so genannte „Fest der neuen Welt“ durchführen will. Dieser weltweite Feiertag, der hier im Sektor „Europa-Ost“ wohl in diesem Jahr in Kiew stattfindet, wird im westlichen Teil Europas in Paris zelebriert.

Zu diesem Anlass wird der neue Gouverneur von „Europa-Mitte“, Leon-Jack Wechsler, nach Paris kommen, um die Feierlichkeiten, die mit Militärparaden einhergeht, zu eröffnen und zu leiten.

Die Weltöffentlichkeit, das heißt die Medien, werden ihren Blick auf dieses Ereignis richten, wobei die Feierlichkeiten in New York und Paris die politisch wichtigsten sein dürften und die größte mediale Aufmerksamkeit erhalten werden“.

„Davon ist auszugehen“, flüsterte Alf leise vor sich hin.

„Seit der offiziellen Übernahme der Regierungsgewalt im Jahre 2018 sind die Feierlichkeiten zum „Fest der neuen Welt“ bisher immer ein gewaltiges Medienspektakel gewesen, dass selbst die Fußball-Weltmeisterschaften und die Olympiade in den Schatten gestellt hat“, erläuterte Wilden.

„Auch wenn die Medien es in den letzten Monaten totgeschwiegen haben, so ist nach unseren Recherchen die Stimmung vor allem in Frankreich am brodeln. Die Einführung der zusätzlichen Wasserverbrauchssteuer im letzten Jahr hat der Weltregierung keine Sympathien in der Bevölkerung gebracht. Zudem ist die Armut der breiten Masse, wie überall, erneut um einiges angewachsen. Die bürgerkriegsähnlichen Konflikte zwischen den moslemischen Algeriern und den anderen Einwanderern, die mittlerweile die Mehrheit in allen französischen Großstädten haben, und der einheimischen Bevölkerung haben ebenfalls ein explosives Ausmaß erreicht. Würden hier die

GCF-Besatzungstruppen nicht mit äußerstem Druck den Deckel auf den kochenden Topf pressen, dann würde das ehemalige Staatsgebiet von Frankreich wohl schon morgen in viele kleine Teile zerfallen“, berichtete der Rebellenführer.

Die beiden Franzosen nickten zustimmend und blickten ernst in die Runde.

„Schon im letzten Jahr gab es bei den sozialen und ethnischen Unruhen in Paris und Marseille fast 1000 Tote und schon damals wurden alle Unruhestifter von der Polizei und den GCF-Trupps brutal niedergeknüppelt“, schob er nach.

„Gut, das sind altbekannte Fakten und ich will nicht näher darauf eingehen und mich im Kreise drehen. Es ist in diesem Jahr jedenfalls erwartungsgemäß schlimmer geworden: Mehr Überwachung, mehr Arbeitslose, mehr Obdachlose, mehr Kriminalität und mehr Straßenkrieg, wie in ganz „Europa-Mitte“, wo uns die Menschheitsbeglückter mit ihren Segnungen beschenken!“

„Er hält einen Vortrag über Politik“, stöhnte Frank Kohlhaas in sich hinein und verdrehte die Augen.

„Was können wir jetzt tun? Was werden wir am 01. März 2029, wenn vermutlich zwischen ein und zwei Millionen Zuschauer nach Paris kommen, tun?“ fragte Wilden jetzt in die Runde.

„Wenn die Medien und so viele Menschen da sind, warum machen wir nicht irgendeine spektakuläre Aktion – mit Transparenten oder so?“ schlug ein Zuhörer vor.

„Das ist alles in Planung, dafür brauchen wir keine auswärtige Hilfe. Wir haben für so etwas genügend Leute vor Ort“, erklärte einer der Franzosen und winkte ab.

„Vielleicht sollten wir uns in die Menge stellen und...“ gab ein junger Bursche zum Besten.

„Moment!“ schrie Frank plötzlich dazwischen. „Wir legen diesen Leon-Jack Wechsler um! Das wäre ein echtes Zeichen!“

Wilden und die anderen drehten ihre Köpfe in Richtung der dunklen Ecke, von wo aus der verwegene Vorschlag kam. Frank starrte zurück und verzog keine Miene.

„Das kannst du vergessen, Junge! Um den Kerl ist eine Sperrzone von zwei Kilometern, vollgestopft mit GCF-Soldaten, Agenten und Bullen“, warf einer der Besucher Frank mit verächtlichem Blick entgegen.

„Halte dich jetzt mal mit so einem Unsinn zurück“, kam es von Alf.

„Gut, aber Flugblätter auf die Soldaten während der Parade werfen oder dem Gouverneur die Zunge rausstrecken, wird nicht viel nützen“, konterte Frank selbstbewusst.

„Ich lege den Typ um! Wer kommt mit mir?“ provozierte er weiter.

Jetzt schaltete sich Wilden ein, denn viele wurden langsam unruhig: „Wir sollten realistisch bleiben. Für Macho-gehabe ist hier kein Platz, Junge!“

„Ich meine es ernst! Absolut ernst!“ knurrte Frank. „Ich weiß, dass man dabei draufgehen kann, aber das interessiert mich nicht die Bohne. Also, wer mitmachen will, der kann sich bei mir melden. Wer sich die Hose vollscheißt, der lässt es halt...“

„Es reicht, Kohlhaas!“ fuhr Wilden dazwischen.

„Wer bist du überhaupt, dass du hier so eine große Schnauze hast? Du bist kaum ein paar Tage hier und schon

markierst du hier den Macker“, warf ihm eine junge Frau aus der anderen Ecke des Raumes vor.

„Genau! Du bist der Typ aus der Holozelle. Und da hast du dir `nen Knacks geholt“, trat ein anderer nach.

„Zieh deine Show woanders ab!“ tönte es von der Seite.

„Jetzt halt die Klappe!“ zischte Alf und knuffte seinen peinlichen Freund in die Seite.

„Ich bin Frank Kohlhaas! Ich sage jetzt vor euch allen, obwohl ich mindestens die Hälfte überhaupt nicht richtig kenne, dass ich, wenn ihr mir die Waffen und die Ausrüstung gebt, notfalls ganz allein versuchen werde irgendwie an diesen Bastard in Paris ran zu kommen.

Entweder ich gehe drauf oder er geht drauf! Ich schwöre es bei meiner Ehre und meinem Namen, dem guten Namen meines Vaters und meiner Schwester, die von Leuten wie diesem Hurensohn Wechsler ermordet wurden. Wenn ich morgen meine Meinung ändere, dann bitte ich euch, mich zu erschießen, denn dann bin ich es nicht mehr wert zu atmen!“ predigte Kohlhaas mit zusammengekniffenen Augen.

Bäumer seufzte und hielt sich den Kopf. Andere blickten Frank ungläubig an, einige schienen von dem jungen Fanatiker aber auch irgendwie fasziniert zu sein. Julia Wilden schien zu der letzteren Gruppe zu gehören.

„Der Typ ist nicht ganz dich!“ hörte Frank jemandem sagen. Wilden versuchte, Franks Vortrag zu unterbrechen: „Ich wollte die politische Situation noch ein wenig erläutern. Frank, Ruhe jetzt!“

Doch der junge Mann war selbst noch nicht fertig: „Ich habe noch etwas zu sagen, zu euch glorreichen Rebellen!

Um es noch einmal für alle klarzustellen: ICH TÖTE LEON JACK WECHSLER!

Oder die Bullen oder sonstwer töten mich. Scheiß was draufl! Ich meine es ernst, ich gehe notfalls ganz allein. Wäre nur nett, wenn mir vorher einer von euch großen Kriegern zumindest einen Stadtplan von Paris besorgen könnte. Wenn ich morgen meine Meinung geändert haben sollte, dann dürft ihr mich gerne umbringen! Also: Wer kommt mit mir?“

Ein Raunen ging durch die Teilnehmer der Versammlung. Alf schaute peinlich berührt zu Boden und versuchte anschließend, seinem Nebenmann zu erklären, dass Frank eigentlich „sonst nicht so war“.

Es dauerte einige Minuten bis Wilden wieder halbwegs für Ruhe gesorgt hatte und Frank bat, jetzt endlich zu schweigen. Der junge Mann war mittlerweile wieder einen Schritt zurückgegangen und schien sich beruhigt zu haben. „Mannomann“, brummte Alfred Bäumer. „Jetzt hält dich hier jeder für einen totalen Spinner. Wechsler umlegen...so ein Schwachsinn!“

Sein Freund antwortete nicht und schaute ihn nur mit eiskalten Augen an, dann legte er ein angedeutetes Grinsen nach.

Für den Rest der Versammlung, die sich allerdings nicht mehr allzu lange hinzog, verhielt sich Frank ruhig und richtete seinen finsternen Blick auf jeden, von dem er glaubte, dass er seine fanatische Entschlossenheit noch anzweifelte.

Die beiden Franzosen, Baptiste und Hugo, die offenbar einer patriotischen Gruppe aus Nordfrankreich angehörten, erläuterten kurz, was sie alles an Demonstrationen und

werbewirksamen Aktionen für den 01.03.2029 geplant hatten. Sie waren sich sicher, dass die Masse in der Hauptstadt des ehemaligen Staates Frankreich unzufrieden und rebellisch genug sein würde, um am Tage der „Feier der neuen Welt“ auf die Barrikaden zu gehen.

Einige islamische Gruppen aus französischen Großstädten hatten sich für den 01.02.2029 sogar mit der Organisation der beiden Franzosen zusammengeschlossen, obwohl beide Seiten eigentlich absolut verfeindet waren. Da es aber gegen einen gemeinsamen Gegner, die Weltregierung, ging, legten sie ihre Differenzen kurzzeitig beiseite und arbeiteten bis zu einem gewissen Punkt zusammen. Ihre Konflikte im Kampf um die Vorherrschaft im ehemaligen Frankreich vertagten sie allerdings nur.

Es war nicht unwahrscheinlich, dass den Gouverneur des Bereichs „Europa-Mitte“ in Paris der Hass und Unmut großer Teile des Volkes erwartete, doch ob sie es wagen würden, diese Unzufriedenheit auch auf die Straße zu tragen, sollte sich erst noch zeigen. Leon-Jack Wechsler und die ganze Weltregierung waren vielen Menschen innerlich verhasst, doch die Mächtigen verfügten über gewaltige Druckmittel, die das einfache Volk mit Recht fürchtete.

Der Polizeiapparat und die Überwachung funktionierten. Die GCF-Truppen, die sich meistens aus Söldnern aus Übersee zusammensetzten, welche mit Frankreich oder Europa nichts anfangen konnten und deshalb auch leichter auf die einheimische Bevölkerung schossen, wenn sie den Befehl dazu erhielten, waren zahlreich und verfügten über tödliche Waffen speziell zur Niederschlagung großer Menschenmassen.

Soldaten französischer Herkunft dienten in den Reihen der GCF wiederum in den Ländern in Übersee und nicht in ihrer Heimat, da sie ihrerseits auch dort keine Bindung an das Volk und die Kultur, die sie gerade beherrschen mussten, hatten. So waren die Regeln.

GCF-Soldaten deutscher Herkunft dienten in dieser Zeit bevorzugt als Besatzer im nahen Osten oder in Afrika. Das alte Deutschland seinerseits war von GCF-Soldaten, die aus weit entfernten Ländern stammten, besetzt. Und so war es überall.

Als sich die Versammlung auflöste und alle die große Scheune verließen, warf der eine oder andere Teilnehmer Frank einen abschätzigen oder auch bewundernden Blick zu. Alfred Bäumer war noch immer etwas verwirrt. Sein Mitbewohner schien wirklich langsam durchzuknallen.

Julia Wilden bahnte sich ihren Weg durch die Menge und tippte dem jungen Kohlhaas auf die Schulter.

„He, Frank!“ sagte sie leise. Er dreht sich um und sah sie an.

„Was sollte das denn eben? Du weißt doch genau, dass das eine verrückte Schnapsidee ist! Hast du sie nicht mehr alle?“ fragte sie verstört.

„Doch, ich habe sie noch alle! Aber danke der Nachfrage, Fräulein“, erwiderte Frank barsch.

„Aber du willst das doch nicht wirklich versuchen?“ legte sie nach.

„Doch! Oder hältst du mich für einen Dummschwätzer?“ brummelte Frank.

„Keiner von uns würde auch nur hundert Meter an Wechsler herankommen“, versuchte die Frau zu erläutern.

„Lass das mal meine Sorge sein. Du kannst mir ja einen Stadtplan von Paris besorgen, damit würdest du mir schon helfen“, antwortete Kohlhaas und sah Julia mit unverzogener Miene an.

„Ich weiß, du denkst, dass dich viele hier nicht ganz für voll nehmen – und es stimmt ja auch teilweise – aber solche Selbstmordaktionen bringen uns nicht weiter“, versuchte sie ihn umzustimmen.

„Ja, wenn du meinst. Es ist mein Leben und meine Sorge. Ich zwingen keinen, mit mir zu kommen. Verteile du deine Flugblätter oder sprühe die Wände mit philosophischen Sprüchen voll. Ich mache, was ich für richtig halte“, kam von Frank zurück. „Und ob mich hier einer für voll nimmt oder nicht, interessiert mich einen Dreck! Ich nehme ja auch nicht jeden für voll. Rebellen wollt ihr sein? Gut, die Befreiungsaktion für Alf und mich war nicht schlecht, aber das reicht noch lange nicht aus. Ich gehe morgen zu deinem Vater und dann werde ich ihn bitten, mir die nötige Ausrüstung für meine Aktion zu besorgen“.

„Aber...“ brachte Julia nur heraus.

„Ich gehe jetzt!“ sagte Frank und ließ die junge Frau stehen.

Die folgenden Tage waren von Streitgesprächen mit Alf und Wilden geprägt, die meinten, dass sich der junge Rebell auf der Versammlung mehr oder weniger zum Affen gemacht hatte.

Frank jedoch ließ nicht locker und verbohrt sich in den Gedanken, den Gouverneur von „Europa-Mitte“ zu eliminieren, um ein Zeichen zu setzen. Was man ihm lassen musste war, dass einige seiner Vorschläge gar nicht

so dumm waren, obwohl sie aberwitzig und tollkühn erschienen.

„Du willst also als Besucher mit deinem gefälschten Scanchip nach Paris einreisen. Gut, das wird wohl klappen“, sagte ihm Wilden. „Grenzkontrollen sind schon seit den Zeiten der „Europäischen Union“ abgeschafft worden und heute, in einer Zeit des freien Warenverkehrs, wären sie aus ökonomischer Sicht sogar undenkbar. Die allgemeine dichte Überwachung der Massen ist da viel effektiver“.

Ja, ich weiß!“ antwortete Frank, schon wieder leicht ungeduldig. „Wie komme ich durch die Bannmeile? Oder soll ich mich irgendwo mit einem Scharfschützengewehr postieren und Wechsler wegpusten?“ dachte der junge Mann laut nach.

„Das wird schwierig, denn im Umkreis von mindestens einem Kilometer sind überall Sicherheitskräfte, auch auf den ganz hohen Gebäuden und natürlich drinnen“, gab der Dorfcchef zurück.

„Ab wann wird die Sperrzone denn errichtet?“ fragte Frank.

„Vermutlich zwei oder drei Tage vor der Veranstaltung. Aber glaube nicht, dass du dich dort irgendwo verstecken kannst, Junge“, winkte Wilden ab.

„Versteh mich nicht falsch. Ob sie mich abknallen oder nicht, spielt keine Rolle. Ich will nur rein kommen, raus muss ich nicht mehr“, murmelte Kohlhaas.

„Vielleicht wärest du mit anderen Aktionen uns viel dienlicher. Schon einmal daran gedacht? Aktionen, die nicht

komplett verrückt sind und die dich noch eine Weile leben lassen“, versuchte Wilden zu bedenken zu geben.

„Ja, kann schon sein. Aber ich habe es vor allen in der Versammlung gesagt und ich mache das jetzt auch. Aber wie?“ brummte der ungestüme Gesprächspartner des sachlichen Dorfchefs.

„Wie du meinst...“, stöhnte der Alte.

„Wenn man nicht an der Oberfläche an den Bastard ran kommen kann, dann vielleicht anders?“, rätselte Kohlhaas.

„Ich habe nur keine Ahnung von dieser Scheißstadt.“

„Wie meinst du das?“ fragte Wilden mit gerunzelter Stirn.

„Nun, wenn ich in meiner Heimatstadt Berlin so etwas machen wollte, dann käme ich vielleicht durch irgendwelche Tunnel, alte U-Bahn-Schächte oder Abwasserkanäle rein“, kam von Frank zurück.

„Da wirst du in Paris genügend finden. Diese Stadt ist unterhöhlter als jeder Ameisenhaufen, es gibt da wohl unzählige unterirdische Zugänge, vor allem im Innenstadtbereich“, gab Wilden zu.

„Wer kann mir darüber Informationen verschaffen? Diese zwei Franzosen sind doch noch ein paar Tage da, oder?“ preschte Frank vor.

„Nun, ich glaube kaum, dass die jeden Tunnel unter ganz Paris kennen. Außerdem sind sie aus dem Norden des Landes. Aber es gibt sicherlich Bauverzeichnisse und Lagepläne für die Kanalisation und andere Unterhöhlungen der Stadt in den Datenbanken des Verwaltungszentrums oder im Internet. Da solltest du dich an HOK halten.

Jedes amtliche Dokument muss auch immer auf Englisch sein. Das ist seit Jahren Vorschrift. Also brauchst du noch nicht einmal französisch zu können. Frag HOK! Trotzdem

eine komplett verrückte Idee! Entweder du verirrst dich in diesen Löchern oder sie knallen dich ab, an Wechsler kommst du nie ran“, prophezeite Wilden.

Doch da unterschätzte er Franks Einfallsreichtum und Hartnäckigkeit. Nur wenige Stunden später, nachdem er überlegt und notiert hatte, welche Waffen und Ausrüstungsgegenstände für das Attentat mitgenommen werden mussten, rannte Kohlhaas zu HOK und nötigte ihn, nach Plänen über den Unterbau von Paris zu suchen.

Der Informatiker stutzte zwar als ihm Frank leidenschaftlich seine Pläne offenbarte und stöhnte vor sich hin, da ihn der junge Heißsporn gerade bei einer wichtigen anderen Arbeit unterbrochen hatte, doch dann tat er ihm den Gefallen und drang in die Welt der Datenbanken und elektronischen Baupläne vor.

HOK war glücklicherweise eine Forschernatur und nach etwa einer halben Stunde war er selbst von dieser Recherche irgendwie fasziniert.

Doch es dauerte bis er tiefergehende Informationen gefunden hatte. Paris war wirklich mehr untertunnelt als die meisten anderen Städte in Europa. Mittlerweile lebten 16 Millionen Menschen in der Metropole und die Stadt erstickte in ihrem eigenen Dreck und Gestank.

Seit 1850 die Pariser Kanalisation in großem Stil ausgebaut und später das umfassende Metro-System gegraben worden war, stand die Hauptstadt des ehemaligen Frankreich auf einem Netzwerk kilometerlanger Gänge.

Schon 2010 konnte das U-Bahn-Netz nicht mehr erweitert werden, weil man bei den Versuchen immer wieder auf neue stillgelegte Tunnel, Katakomben und Kanäle stieß.

Nach der Weltwirtschaftskrise 2012/13 legte man in den kommenden Jahren weiterhin viele Metro-Linien in Folge von massiven Einsparmaßnahmen und Umverteilungen still. Nach 2018 wurde es, sehr zum Ärger der Einwohner der Stadt, noch schlimmer.

Heute waren viele alte U-Bahn-Schächte ungenutzt und führten ins dunkle Nirgendwo. Das Tunnelnetz war so riesig, dass selbst offizielle Bau- und Lagepläne die zahlreichen Wurmlöcher unter der Stadt kaum noch vollständig wiedergeben konnten.

HOK kramte einige interessante elektronische Datenbanken hervor und wühlte sich in gewohnter Art durch die Berge neuer Informationen. Die Stunden vergingen und HOK war bald wieder komplett abwesend.

„Bis morgen suche ich dir ein paar nette Tunnel und Kanäle raus, die so nahe an Wechslers Redepult ranführen werden, dass du ihn an den Füßen kitzeln kannst. Ob die Pläne allerdings noch alle aktuell sind, kann ich nicht sagen. Eine Garantie kann ich dir nicht geben. Es ist einiges in den letzten Jahren verändert worden. Einige Umbauten und viele alte Kanäle, die nicht mehr genutzt werden“, sagte er beiläufig.

Kohlhaas wartete gespannt auf Ergebnisse und malte sich schon Einzelheiten seines Attentates vor seinem geistigen Auge aus.

„Ja, ist schon klar. Ich gehe jetzt. Vielen Dank, Mann!“ antwortete Frank und verließ HOKs Haus mit einem zufriedenen Lächeln.

Nach etwa einer Woche hatten HOK und Frank einen detaillierten Plan ausgearbeitet, der den angehenden

Rebellen durch ein Tunnelsystem von fast drei Kilometer Länge führen sollte.

Die weltberühmte Prachtstrasse von Paris, die früher „Avenue des Champs-Élysées“ hieß, war seit 2018 in „Strasse der Humanität“ umgetauft worden und den Triumphbogen, eines der alten Wahrzeichen der Stadt, hatte man 2019 abgerissen, ebenso wie man den Eiffelturm demontiert hatte. An Stelle des „Arc de Triomphe“ hatten die Mächtigen ein modernes „Kunstwerk“ aus Stahlbeton mit dem Namen „Tempel der Toleranz“ errichten lassen.

Die „Strasse der Humanität“ war ebenfalls stark umgebaut worden, wobei man viel Wert darauf gelegt hatte, möglichst die alten historischen Häuser abzureißen und durch Betongebäude im Einheitslook zu ersetzen.

Nach anfänglichen Protesten hatten sich die Bürger der Stadt Paris daran gewöhnt. Immerhin hatten sie in der Regel andere Sorgen, als sich um den Erhalt alter Wahrzeichen zu kümmern.

Es gab weitere Pläne, die Stadt noch gründlicher von ihrem alten Gesicht zu trennen, denn moderne Sklaven benötigten keine eigene Identität oder gar Heimatgefühle.

Die Parade und Heerschau der GCF-Besatzungstruppen sollte am 01.03.2029 auf der „Strasse der Humanität“ stattfinden, ebenso weitere Spektakel zur leichteren Unterhaltung. Ein Teil der riesigen alten Strasse wurde jedoch zum Sperrgebiet erklärt und war für niemanden zugänglich. Etwa dreißig Meter vor dem Gebilde „Tempel der Toleranz“ sollte die Rednerbühne aufgebaut werden, auf der Leon-Jack Wechsler die Feierlichkeiten eröffnete.

Die in den Strassen um die Sperrzone herum verteilten Massen sollten den Politiker nur auf riesigen Videolein-

wänden zu sehen bekommen, die zu Hunderten entlang der „Strasse der Humanität“ und in der ganzen Stadt aufgestellt werden würden.

Was das Volk aus der Nähe bewundern durfte, im nicht gesperrten Teil der Allee, waren die Paraden von Militär und Polizei, die Stärke demonstrierten und die den freien Teil der „Strasse der Humanität“ entlang marschierten: GCF-Soldaten, Polizeitrupps und Panzerwagen.

Der Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“ lieferte die „frohe Botschaft der Menschheitsbeglückung durch die Neue Weltordnung“ und die Parade der Sicherheitskräfte und Militärs zeigte der Bevölkerung, dass es im Zweifelsfall auch gesünder war, diese Botschaft zu glauben.

Es war ein ungeheurer Wahnsinnsgedanke, den Frank Kohlhaas da in seinem Geiste heranreifen ließ. Sich an diesem Tage mit einem solchen Ziel in das verdreckte und heruntergekommene Ballungsgebiet Paris zu wagen, war mehr als verwegen. Aber was hatte er schon zu verlieren? Mehr als Sterben war sowieso nicht drin.

Was du heute kannst besorgen...

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“

Frank ließ seinen Wahn nicht ruhen und hämmerte sich diese Parole gebetsmühlenartig in seinen Verstand. Er hatte in den folgenden Tagen die meiste Angst davor, dass er Angst bekäme. Rückzug durfte es jetzt nicht mehr geben, er musste hart bleiben und seine Entschlossenheit durfte keine Sprünge und Risse bekommen.

„Leon-Jack Wechsler muss sterben...sterben...sterben!“ rezitierte er sich immer wieder selbst.

Alf ging ihm zurzeit mal wieder aus dem Weg. Die Idee mit dem Vordringen durch die Kanalisation fand er allerdings auch nicht übel und tatsächlich dachte er manchmal darüber nach, seinen durchgedrehten Kumpel bei der Aktion zu begleiten. Den Gouverneur zu erledigen und gleichzeitig Unruhen in einer der wichtigsten Metropolen des Kontinents auszulösen war keine schlechte Idee und konnte politisch nachhaltig wirken.

Auch bot sich ihm hier die Möglichkeit, an einer großartigen Sache teilzuhaben, da musste er Frank zustimmen. Er hatte doch im Grunde ebenfalls nichts zu verlieren und was wäre er für ein Revoluzzer, wenn er jetzt kniff?

So ging es einige Tage und Alfred konnte kaum noch ruhig schlafen. Sollte er bei der Aktion mitmachen? Aber wie? Durch Tunnel kriechen, dann auftauchen und auf Wechsler schießen? Das hätte, selbst wenn es funktionierte, den sicheren Tod zur Folge. Ein Entfliehen aus der Sperrzone wäre unmöglich, da war er sich sicher. Er musste mit Frank reden, denn der Plan war noch lange nicht perfekt.

Die erste Woche des neuen Monats war fast vorbei und draußen stürmte und hagelte es. Frank und Alfred saßen beim Abendbrot und hatten einen unruhigen Tag hinter sich. Kohlhaas hatte sich tagelang den Kopf zerbrochen, HOK um weitere Pläne der Kanalisation und anderer Tunnel unter Paris gebeten und war mit dem Ergebnis seiner Überlegungen nach wie vor nicht ganz zufrieden.

Alfred unterbrach die Stille: „Du hast gesagt, dass man sich bei dir melden soll, wenn man bei der Sache mitmachen will. Nun, ich habe gründlich darüber nachgedacht und bin zu dem Entschluss gekommen, dich das nicht alleine durchziehen zu lassen“.

„Aha, das freut mich zu hören. Du willst mir also helfen?“ entgegnete Frank.

Alfred warf einen ernsten Blick zurück: „Ja, im Prinzip schon, aber ich möchte von dir noch ein paar genauere Informationen wie wir das anstellen sollen. Die Idee mit den Stollen und Tunneln finde ich eigentlich ganz sinnvoll und HOK scheint dir ja schon einige Lagepläne gegeben zu haben. Hast du sie mittlerweile ausreichend studiert?“

„Davon kannst du ausgehen. Allerdings reicht das noch nicht“, antwortete sein Gegenüber.

„Du planst also tatsächlich irgendwo in der Nähe des „Tempels der Toleranz“ durch unterirdische Zugänge zu kommen und Wechsler bei seiner Rede abzuknallen?“, fragte Bäumer noch immer erstaunt.

„Ja, so in etwa!“ bekam er zurück.

„Dir ist schon klar, dass die Eingänge in Abwasserkanälen von der Polizei immer im Vorfeld solcher Großereignisse in unmittelbarer Nähe des Veranstaltungsortes kontrolliert und dann zugeschweißt werden? Meist zwei oder drei Tage vorher“, erläuterte Alf.

Frank sah ein, dass sein Freund durchaus eine Schwachstelle seiner Überlegungen getroffen hatte: „Du hast wohl recht. Davon habe ich gehört und es auch schon in Fernsehberichten gesehen. Scheiße ist das!“

„Du musst den Plan also modifizieren. Außerdem habe ich keine Lust auf eine hundertprozentige Selbstmordaktion. Nichts anderes ist das, wenn wir plötzlich aus einem Loch kommen und den Gouverneur, der von tausend Bullen umringt ist, umpusten“, sagte Bäumer mit Überzeugung.

„Ja, ich sehe ein, dass an deiner Kritik etwas dran ist“, erwiderte sein Freund und schaute erwartungsvoll zu ihm herüber. „Hast du einen besseren Vorschlag?“

Alfred kramte einen Zettel hervor, den er mit ein paar Stichpunkten vollgekritzelt hatte: „Hm, unter Umständen ja...“

Er zögerte einige Sekunden, holte Luft und durchforstete den kleinen Zettel nach den wichtigsten Einzelheiten seines Plans. Dann legte Alf los: „Also, wir steigen im Abstand von zwei oder auch drei Kilometern in einer unbedeutenden Nebenstraße in der Dunkelheit in einen

Kanal, Tunnel oder sonst was. Lass mich gleich mal HOKs Lagepläne studieren. Wir brauchen jedoch etwas anderes als eine gewöhnliche Handfeuerwaffe, die wir im schlimmsten Fall gar nicht verwenden können, wenn die Sicherheitskräfte vorher wirklich die Kanaldeckel und Zugänge zum Untergrundsystem in der Nähe des „Tempels der Toleranz“ zugeschweißt haben.“

„Komm auf den Punkt!“ drängelte Kohlhaas.

„Ich rede von einem Sprengsatz, den wir unter Wechslers Arsch postieren und ihn vor den Augen der Weltöffentlichkeit hochjagen. Ich dachte an NDC-23 oder ähnliches. Das Zeug ist leicht zu tragen und hochkonzentriert. Zwanzig Kilo davon reichen aus, um das halbe Kanalsystem rund um den Platz inklusive diesem Gouverneur-Wichser in die Luft zu jagen.

Wir könnten es in einfachen Rucksäcken in das Tunnelssystem transportieren, es unter der Rednerbühne im Untergrund befestigen und dann zur Explosion bringen. Natürlich mit Zeitzünder, damit wir wieder im Tunnelgewirr verschwinden können und dann „Bumm“! “ erklärte Alfred und wirkte begeistert.

„Klingt gar nicht schlecht, Alter!“ lächelte Frank und schlug auf den Tisch.

„John oder einer der anderen kann uns das Zeug besorgen. Vor allem die Russen verkaufen NDC-23 kiloweise auf dem Schwarzmarkt. Meistens sind es alte Bestände der aufgelösten Armee der ehemaligen GUS“, fügte Bäumer hinzu.

„Das hört sich nicht schlecht an“, brummte Frank in sich hinein.

„Wir müssen aber auch davon ausgehen, dass uns einige Kanalzugänge versperrt bleiben, entweder weil Mitarbeiter der Pariser Stadtwerke noch darin arbeiten oder wegen der Sicherheitskräfte, die letzte Kontrollen vor dem großen Ereignis durchführen“, erklärte Alf.

Frank kratzte sich am Kopf und überlegte. Alfreds Plan sprach ihn an.

„Wir benötigen Handschneidbrenner, um die Schlösser oder Absperrgitter notfalls zu zerstören“, unterstrich Bäume. „Davon haben wir ein paar hier im Dorf. Es ist also kein Problem, die Dinger zu organisieren.“

„Das hört sich verdammt gut an!“ ereiferte sich Frank begeistert.

Alf setzte nach: „Moment, was mir noch einfällt: Falls sie am Morgen vor der Veranstaltung das Tunnelsystem mit einem Infrarot-Scan durchleuchten, sollten wir auf jeden Fall Kühldecken mitnehmen, in die wir uns einpacken können. Die kann John auch besorgen. Trotzdem wird die Sache verdammt gefährlich. Wir müssen auf alle Eventualitäten gefasst sein!“

„Wir sollten zu Wilden gehen und ihm den Plan vorlegen. Vielleicht fällt ihm noch etwas dazu ein. Hört sich insgesamt wirklich gut an“, lobte Frank seinen Gegenüber.

Der Dorfchef hielt die Idee, die ihm diesmal beide Männer vortrugen, zwar für sehr riskant, aber durchführbar. Julia Wilden, die beim Gespräch zugegen war, schien ebenfalls beeindruckt. Frank lächelte ihr verstohlen zu und freute sich insgeheim, dass sie ihm endlich Bewunderung zollte.

Es war noch viel zu tun und als nächstes statteten die Männer dem Iren einen Besuch ab. Dieser fühlte sich zwar

gestört und äußerte offen seinen Unmut, dass man ihn schon wieder für Besorgungen losschickte, willigte aber dann auf Drängen Wildens ein und machte sich bereits am nächsten Tag auf den Weg nach Osten.

Wo John Thorphy den Sprengstoff auftrieb, erzählte er nicht, aber es dauerte nur drei Tage, dann kam er mit über zwanzig Kilogramm des hochexplosiven Materials zurück und übereichte er es den beiden Männern mit einem breiten Grinsen.

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“ dachte sich Frank Kohlhaas, als er die in blaue Tüten eingepackte knetartige Masse betrachtete. Seine Schnapsidee nahm langsam Gestalt an und in seinem Kopf sah er den verhassten Politiker schon in Fetzen gerissen auf dem Asphalt vor dem „Tempel der Toleranz“ liegen.

An seiner finsternen, wahnhaften Entschlossenheit diesem Mann und auch jedem weiteren, der sich ihm in den Weg stellte, den Tod zu bringen, änderten auch die Schlafstörungen und wiederkehrenden Alpträume nichts, die ihn in den folgenden Nächten erneut zu quälen gedachten.

Durch nichts wollte er sich davon abhalten lassen, seine Rache auszuüben. Manchmal ging er in den dunklen, mit verfaulten Brettern und alten Kisten vollgestellten Kellerraum, in dem Alf den Sprengstoff gelagert hatte. Hier gab es nicht einmal einen Lichtschalter und während sein Mitstreiter schlief, schlich sich der junge Rebell heimlich die steinerne Treppe hinunter und beugte sich über die blauen Tüten, die mit Klebebandstreifen zugeklebt waren, um sie mit einem liebevollen Lächeln zu streicheln wie eine Mutter ihr neugeborenes Kind.

Bis Mitte Februar gab es für Frank und Alf nicht anderes mehr als das intensive Studium der Pläne von Tunneln und Kanälen in Paris. HOK besuchte die beiden manchmal mehrmals am Tag, um ihnen noch aktuellere und detailreichere Aufzeichnungen zu geben.

Sie planten, auf Anraten des Informatikers, bei der „Avenue des Saint-Ouen“ das unterirdische Labyrinth zu betreten, und waren damit fast zwei Kilometer vom Sperrgürtel entfernt. Hier wanden sich endlose dunkle Schächte durch die Eingeweide der Metropole, von denen ein paar fast genau unter dem „Tempel der Toleranz“ und dem Platz davor verliefen.

Das Hinabsteigen in die Unterwelt von Paris war ein Wahnsinn für sich. Nicht nur, dass man sich auf die Aufzeichnungen der Behörden der Stadt, die zumindest mehr oder weniger öffentlich zugänglich waren, keineswegs blindlings verlassen konnte, nein, auch ein Verirren in den finsternen Stollen war keine angenehme Angelegenheit.

Manche Tunnel waren vor vielen Jahren gesperrt worden oder sogar halb eingestürzt und selbst die langjährigen Mitarbeiter der Stadtverwaltung und der Abwasserbehörden kannten nicht mehr jeden der Pfade durch die Erde. Auch wollten Frank und Alf nach genauerem Nachdenken nicht unbedingt nähere Bekanntschaft mit den berühmten Katakomben von Paris machen.

Diese dunklen Orte waren eine Nekropole, wie es sie weltweit kaum ein zweites Mal gab. Hier sollten angeblich die Gebeine von über fünf Millionen Menschen ruhen, die zu Beginn der frühen Neuzeit aus Platzmangel auf den Friedhöfen, hinab in die Finsternis geschafft worden waren. Im Grunde stand die ehemalige französische

Hauptstadt auf einem gigantischen Gräberfeld. Fasziniert erzählte Alf immer wieder von den Räumen der Toten unter der Stadt, die teilweise bis an die Decke voller Gebeine gestopft wären. Frank, der vorgab, den Tod nicht mehr zu fürchten, wurde es dabei immer etwas mulmig, obwohl er sich sagte, dass die Lebenden viel gefährlicher waren als die Toten, deren Ruhe man gedachte zu stören.

„Mögen es uns die Toten von Paris verzeihen, dass wir ihr Reich betreten haben. Ihre Brüder im Jenseits, die klagend auf die Welt herabblicken, weil ihr Leben durch die neuen Herren der Erde so früh beendet wurde, werden es uns danken, wenn wir sie rächen“, dachte sich Kohlhaas.

Es gab allerdings fernab aller Gruselgeschichten von Katakomben und finsternen Löchern im Untergrund von Paris noch einiges zu organisieren, ehe die Zeit so weit fortgeschritten war, dass es kein Zurück mehr gab. Frank und Alfred sollten per Flugzeug nach Compiègne im Nordosten von Paris gebracht werden, um von dort aus unauffällig und in Zivil gekleidet in die riesige Metropole vorzudringen.

Da es sich bei allen Flugzeugen in Ivas um für die Luftüberwachung unauffällige Privatmaschinen handelte, die völlig unauffällige Besitzer hatten, war diese Vorgehensweise durchaus sinnvoll.

Von Compiègne aus gedachten die beiden Attentäter mit einem Leihwagen nach Paris zu fahren. Ihre Scanchips waren gefälscht und eigentlich mussten sie wasserdicht sein. Die Anreise nach Paris sollte mindestens eine Woche vor dem 01.03.2029 erfolgen, damit genug Zeit blieb,

wenigstens einmal den Weg durch die Stollen und Tunnel hin zum „Tempel der Toleranz“ und zurück zu erkunden. Das schäbige Hotel, in dem Frank und Alfred auf den großen Tag warten sollten, hatte HOK bereits im Internet ausfindig gemacht, ebenso die Leihwagenfirma in Compiegne. Es musste alles bis ins kleinste Detail geplant werden, denn Zeitverzögerungen und Unsicherheiten könnten sich bei dieser kühnen Operation schnell zu einer tödlichen Katastrophe ausweiten.

Der Abflug mit dem kleinen Transportflugzeug, welches offiziell Herrn Artur Burzios, einem estischen Versicherungskaufmann, gehörte, sollte am 19.02.2029 um 9.00 Uhr morgens aus von Ivas aus erfolgen und die zwei Widerstandskämpfer in die Höhle des Löwen bringen.

Es waren noch zwei Tage übrig. Die Uhr tickte und Frank musste sich trotz aller Schrecken der Holozelle und der Schicksalsschläge, die er überstanden hatte, eingestehen, dass er Angst hatte. Angst zu sterben. Angst vor dem Tod. Er versuchte, seine Nervosität zu verbergen, doch sein Wippen mit dem Fuß, wenn er am Küchentisch saß und sein Aufschrecken im Dunklen, wenn er versuchte einzuschlafen, verrieten es. Aber auch seinem Freund erging es nicht besser. Alfred lief in diesen Tagen meistens schweigend durch das Dorf, sprach bei jeder Gelegenheit mit Wilden, der versuchte, ihm Mut zu machen und saß in der Nacht stundenlang mit einem Tee und einer Zigarette in der hell erleuchteten Küche. Er schlief kaum und wälzte sich bis zum Morgengrauen durch die unangenehmen Nächte, die dem 19.02.2029 vorausgingen.

„Julia ist an der Tür, Frank!“ rief Alf aus dem Nebenraum, während sein Mitbewohner versuchte, sich auf das Lesen einer politischen Broschüre zu konzentrieren. Es war bereits Abend geworden. Für morgen um 9.00 Uhr war die Reise nach Westen angesetzt.

Im Laufe des Tages war schon fast das halbe Dorf zu den beiden Männern gekommen, um ihnen alles Gute für die Operation zu wünschen. Mehrere Frauen brachten Kuchen und Lebensmittel vorbei, HOK warf noch einmal selbst einen Blick auf diverse Lagepläne und die anderen schauten meist nur kurz vorbei, um ihnen die Daumen zu drücken.

Steffen de Vries, der hochgewachsene Belgier, der seit vier Jahren mit seiner fünfköpfigen Familie in Ivas lebte und die beiden am morgigen Tage nach Compiègne fliegen sollte, war allerdings den halben Nachmittag da gewesen. Auch er war unglaublich angespannt und gestand, dass er froh war, nicht mit nach Paris kommen zu müssen.

„Ja, bin gleich da!“ antwortete Frank und stand auf.

Bäumer hatte Julia bereits ins Haus gelassen und sie in die Küche geführt. Sie freute sich, Frank zu sehen und gab ihm die Hand.

„Ich wollte euch nur viel Glück wünschen!“ sagte sie und wirkte sorgenvoll und traurig.

„Danke! Wir werden es brauchen können!“ erwiderte Alfred und atmete tief durch.

„Ja, danke! Ich freue mich, dass du gekommen bist, Julia!“ gab Frank zurück. „Wenigstens noch ein schöner Anblick, bevor wir den Pariser Untergrund besichtigen müssen.“

Die hübsche Frau wurde augenblicklich ein wenig rot und lächelte liebevoll. Ihr fehlten die passenden Worte.

„Ich...also wenn...“ stammelte sie.

„Wenn das aber zu gefährlich wird, also wenn ihr nicht an diesen Mann rankommt, könnt ihr ja immer noch die Sache abbrechen“, sprach sie in die Runde und starrte mit ihren traurigen Augen auf die Tischplatte.

Frank drehte sich zum Fenster und schaute hinaus: „Wir werden sehen. Wenn wir einmal da sind, dann ziehen wir es auch durch!“

„Ich meinte ja nur...“, fügte sie hinzu.

„Wir werden das schon packen und wenn nicht, sind die Pariser Katakomben ja nicht weit, da haben wir dann genügend tote Kumpels“, scherzte Alf mit zynischem Unterton.

Julia Wilden fand das offenbar nicht sehr witzig und schaute Bäumer betreten an.

„Sag so etwas nicht!“ sprach sie leise und schien den Tränen nahe.

Kohlhaas genoss es fast, sie so zu sehen. Das ansonsten immer etwas besserwisserische und leicht zickige Fräulein erschien jetzt sehr geknickt und zeigte Gefühle. Frank versuchte trotzdem, sich keine Blöße zu geben: „Wir kommen schon zurück, Julia! Mach dir keine Sorgen!“

Sie verabschiedete sich mit Tränen in den Augen und schüttelte Bäumer die Hand. Frank umarmte sie sogar. Er freute sich, dass sie ihn so verabschiedete, ja kurzzeitig war er fast beflügelt. Dann jedoch riss er sich zusammen und versuchte, an etwas anderes als an die hübsche, junge Frau zu denken.

„Die mag dich scheinbar!“ hänselte ihn Alf, als Julia das Haus verlassen hatte.

„Keine Ahnung!“ antwortete sein Mitbewohner und schüttelte demonstrativ den Kopf.

„Sie ist ja auch 'ne Süße!“ legte Bäumer nach.

Frank drehte sich von ihm weg, ging wieder zum Fenster und starrte hinaus. Es war dunkel geworden und regnete mittlerweile Bindfäden.

Die beiden Rebellen, die sich Großes vorgenommen hatten, waren in dieser Nacht noch lange wach. Zu aufgedreht und nervös waren sie jetzt, um schlafen zu gehen. Irgendwann jedoch würde die Müdigkeit so groß sein, dass ihnen automatisch die Augen zufielen, dachten sie – doch das dauerte diesmal lange.

Jene vorerst letzte Nacht in Ivas vor der hochgefährlichen Aktion in Paris war schrecklich für Frank. Wieder waren es die seltsamen Träume, die ihn in der kurzen Phase seines Schlafs heimsuchten. An einen Erinnerungsfetzen konnte er sich am nächsten Morgen, als der Flame, ihr Pilot, sie durch lautes Bollern und Rufen an der Haustür aus dem Schlaf riss, noch erinnern:

Frank Kohlhaas lief einmal mehr durch eine merkwürdige Traumwelt. Sie glich ganz der Holozelle, in welcher er acht Monate lang so gelitten hatte. Weißes, grelles Neonlicht schnitt ihm in die Augen und er wanderte durch den hellen Lichtnebel ohne ein festes Ziel.

Es dauerte eine Weile, bis er erkannte, dass es seine Holozelle war, sie wirkte viel größer, als er es in Erinnerung hatte. Die Wände waren gar nicht mehr zu sehen und nur

die Toilette und die verhasste Pritsche mit dem hellgrauen Kunstlederüberzug waren inmitten des weißen Lichtes zu erkennen.

„Frank!“ hörte er die tiefe Stimme eines erwachsenen Mannes aus der Ferne schallen. „Fraaank!“

Er folgte ihr und sah sich bald einem schrecklichen Anblick gegenüber. Vor ihm erstreckte sich ein Spinnennetz, riesig und voll von dicken, schwarzen Spinnen. Einige starrten ihn hasserfüllt aus ihren vierpaarigen Augenreihen an und ihre tiefenden Mundwerkzeuge zuckten. Manche der Kreaturen zischten und fauchten, als er sich ihrem Netz näherte, andere jedoch waren eifrig damit beschäftigt, ihre Beute einzuspinnen und beachteten ihn nicht.

Das gewaltige Spinnennetz, das bis in den weiß erleuchteten Himmel aufzuragen schien, war voll von unglücklichen Wesen, die in dicke und schleimige Fäden eingewickelt waren und schrien.

Der junge Mann schritt noch weiter voran und konnte jetzt erkennen, wen die hässlichen Spinnenmonster dort gefangen hielten und aussaugten. Es waren Säuglinge. Es war Nico. Es waren alles kleine Nicos.

Ihre Stimmen hörten sich aber nicht an wie die von Babys, sondern sie waren dunkler. Stimmen von Männern, die schon erwachsen waren.

„Frank! So sieh doch hin!“ flehte einer der Säuglinge, in dessen Fleisch eine der Spinnen gerade ihre Mundwerkzeuge bohrte. „Sieh doch hin! Sieh doch hin!“

Die Bestie schmatzte und labte sich am Blut des kleinen Menschen und dieser rief: „Frank, siehst du wie groß die Holozelle mittlerweile geworden ist? Siehst du wie hervorragend sie sie perfektioniert haben? Diese Zelle kennt

keine Wände und keine Decken mehr, denn sie umspannt die ganze Welt. So großartig konnte sie verbessert werden!“

Die Spinnen labten sich weiter an ihren Opfern. Bald hatten sie sich wieder von ihrem Betrachter abgewandt, krochen über das gigantische Netz und saugten und fraßen und schlangen....

„Sieh hin, Frank!“ sprachen die Säuglinge im Chor. Dann wurde es wieder schwarz im Kopf des Schlafenden und er vergaß, wie der Traum weiterging.

Frank und Alf packten alles zusammen und Steffen de Vries versuchte sich dabei als helfende Hand. Bereits in dieser Phase der Operation durften keine Fehler gemacht werden und so wurde zuerst einmal die Liste mit der Ausrüstung abgehakt.

Taschenlampen, Sprengstoff, Pistolen, Nahkampfwaffen für den Notfall, Essensrationen, Gummistiefel, Armeestiefel, Baupläne von Abwasserkanälen und so weiter. Die Liste war lang und es dauerte über eine Stunde bis die drei Rebellen sie ordnungsgemäß durchgearbeitet hatten.

Kurz bevor sie in das Transportflugzeug stiegen, kam plötzlich Herr Wilden angerannt.

„Ich wünsche euch Hals- und Beinbruch, Jungs!“ rief er.

„Habt ihr heute morgen die neuesten Nachrichten schon gelesen?“ fuhr er fort und schnaufte.

Frank, Alf und der Belgier drehten sich um: „Nein, wir hatten anderes im Kopf als das.“

„Japan!“ sagte der nach Luft ringende ältere Herr. „Japan hat sich aus dem Weltverbund herausgelöst. Sie wollen ihren alten Staat zurück!“

„Aha...“, kam es von Frank leicht uninteressiert zurück.

„Das wollte ich euch noch mit auf den Weg geben. Vor einer Woche hat es Großdemonstrationen in Tokio und vielen anderen Städten des Landes gegeben. Der von der Weltregierung eingesetzte Unterdistrikt-Gouverneur Kaito Ikeda und sein Berater Ron Baldwin haben abgedankt und fluchtartig die Insel verlassen. Der neue Präsident des Staates ist Haruto Matsumoto, der Anführer der Reformbewegung. Japan hat alle Zahlungen und Tribute an die Weltregierung eingestellt und die ausländischen Diplomaten und Überwacher verjagt. Das hat sich noch kein Staat seit 2018 getraut!“ erklärte Wilden mit unverhohlener Begeisterung.

„Japan ist am Ende der Welt und wir sind hier“, bemerkte Steffen de Vries mit sachlichem Unterton.

„Aber das ist doch ein Zeichen. Das System bröckelt. Vielleicht folgen Japan ja irgendwann auch andere Staaten nach?“ warf der Dorfchef, etwas enttäuscht darüber, dass die drei Männer die Bedeutung des Ereignisses nicht ganz verstanden hatten, in die Runde.

Dann fügte er hinzu: „Wenn man die öffentlichen Medien verfolgt und neben den Lügen und der Hetze die Informationen zwischen den Zeilen liest, kann man auch annehmen, dass es sogar in China und Korea brodeln soll!“

Die drei Widerstandskämpfer, die kurz vor dem Abflug zu einer tödlichen Mission standen, nickten nur und verabschiedeten sich von Wilden.

Dieser rief ihnen nach: „Seht ihr, es gibt doch noch Hoffnung! Unser Kampf ist nicht umsonst!“

Um halb zehn Uhr morgens erhob sich das kleine Flugzeug in die Lüfte. Kohlhaas und Bäumer blickten wehmütig auf den Ort ihres vorläufigen Friedens, das Dorf Ivas, hinab. Dann verschwand es am Horizont.

Unter sich sahen sie die Landschaft immer kleiner werden und bald war der Flieger so hoch gestiegen, dass sie die Wolken sehen konnten. Der versteckte und offene Krieg, der unter ihnen auf Erden tobte und wütete, schien für einen Moment vergessen, doch er würde keineswegs fort sein, wenn sie den Boden der Tatsachen wieder berührten. Sie schwiegen eine Weile, genauso wie der flämische Rebell Steffen de Vries, den sie vorher nur flüchtig kennen gelernt hatten und welcher mit seinen zwei Töchtern, seinem Sohn, seiner Frau und seinem Hund Duna in der Nähe des Dorfsentrums in einem liebevoll renovierten Haus lebte.

Es war schön hier oben im Himmel, wesentlich angenehmer als auf der verfaulten Erde unter ihnen. Die Nervosität ging kurzzeitig zurück und Frank dachte an die Worte des Herrn Wilden.

„Japan!“ überlegte er. „Das ist so weit weg und das betrifft uns nicht. Oder doch?“

Vielleicht war es wirklich ein Zeichen der Hoffnung, auch für die restliche Menschheit, dass eines Tages die starren Sklavenketten wieder zerbrochen werden konnten. Aber es war so schwer. Der Feind war in diesem Zeitalter so übermächtig geworden.

Die Massenmedien tanzten ohne Ausnahme seinen Tanz der Verdrehung und Lüge mit und flogen jeden Tag neue Angriffe auf die Gehirne der Massen wie auf Städte, die bereits zerbombt waren und die es galt, noch weiter zu

zerstören. Die Macht der Finanz, das Geldwesen, hatte der Feind schon seit langer Zeit in seinen Klauen und mit dieser immer schlagbereiten Keule zertrümmerte er die Welt Stück für Stück.

Das Militär war von ihm gekauft worden und stumpfsinnige Söldner, denen man den eigenen Willen abgezüchtet zu haben schien, schickte er gegen alles und jeden, der ihm zu widerstehen versuchte.

Was würde die Zukunft bringen? Die Schlinge um den Hals der Menschheit zog sich jedenfalls mit der fortlaufenden Zeit enger und enger. Man musste etwas tun, daran gab es keinen Zweifel.

„Japan!“ presste Bäumer mit einem gewissen Unverständnis heraus. „Wilden, der große Analytiker der Weltpolitik. Ich weiß nicht, was ich von der Sache halten soll.“

„Auf jeden Fall besser als nichts!“ kam es aus der Pilotenkabine mit flämischem Akzent.

„Wir werden sehen, ob Japan damit durchkommt!“ gab Frank zu bedenken.

„Ich werde dir sagen, was passiert!“ knurrte Alf. „Sie werden jetzt anfangen, dieses eigenbrötlerische Inselvolk weich zu kochen. Langsam, aber sicher. So wie sie es immer tun, wenn sich Staaten unabhängig machen und es wagen, selbstständig zu handeln.“

Beginnen wird es mit einer weltweiten Pressehetze, die die Japaner bis ins Mark verleumden wird. Dann kommt der Wirtschaftsboykott und am Ende der Krieg – oder die Japsen fügen sich. Das ist die alte und bewährte Taktik.“

„Es kann aber auch sein, dass sich andere Länder auf die Seite Japans schlagen“, antwortete Kohlhaas mit einem leichten Anflug von Zuversicht.

„Ja, kann aber auch nicht sein“, konterte Alf. „Dieser neue Präsident, dieser Matsumoto, muss schon ein echter Samurai sein, um das zu überstehen, was ihn und sein Volk jetzt erwartet. Er muss Nerven wie Stahlseile haben und sollte immer mit einem offenen Auge einschlafen.“

„Hoffen wir, dass er etwas von seinen tapferen Ahnen hat“, sagte Frank.

Jedenfalls war die Herauslösung Japans aus dem Weltverbund eine unfassbare Dreistigkeit aus Sicht der Herrschenden. Das Land hatte seit der Krise 2013 schwere Zeiten durchgemacht. Seine Exportwirtschaft war kollabiert und die Staatsverschuldung war so gigantisch, dass das hoch technisierte Land, dessen Bevölkerung lange Zeit erfolgreich die europäische Technologie kopiert und im Sinne ihrer Mentalität und Kultur „japanisiert“ hatte, fast wie ein Kartenhaus zusammenfiel.

Japans Wirtschaft, der Grundpfeiler des neuen Nationalstolzes nach dem Zweiten Weltkrieg, ging zu Grunde. Nach 2018 wurde es noch schlimmer und die Insel wurde zu einem Hexenkessel der Unzufriedenheit. Während immer größere Teile des traditionsbewussten und nationalistischen Volkes die Rückkehr zu den japanischen Werten, den „alten Weg“ und die Abschottung nach außen forderten, machte die nach 2021 von den Weisen der Weltregierung eingesetzte Marionettenregierung unter Gouverneur Ikeda das genaue Gegenteil. Spannungen waren demnach vorprogrammiert.

Steffen de Vries schaltete das digitalisierte Radio an und aus der Pilotenkabine dröhnte ein Song des „Cyberpop-

Hipcorer-Stars“ Evan Steele, den Frank und Alf „zum kotzen“ fanden. Dann folgten die Nachrichten.

Zuerst kam eine Meldung über den Weltpräsidenten, welcher in Washington einem „One-World-Kindergarten“ eröffnete und betonte, dass frühkindliche Störungen wie Unaufmerksamkeit oder rebellisches Verhalten, vor allem bei Jungen, am besten mit neuartigen Medikamenten behandelt werden sollten und dass es die Pflicht eines jeden Menschenfreundes war, den Kindern bei der Beseitigung dieser „Krankheiten“ zu helfen.

Die Leiterin des Kindergartens wurde interviewt und schien begeistert von den neuen Medikamenten. Dann meldeten sich Vertreter der großen Pharmakonzerne zu Wort und verkündeten, dass in ihren Laboren weiter intensiv an Arzneimittelprogrammen für Kleinkinder geforscht werden würde.

Anschließend erfuhr der Hörer Neues über die Situation in Japan. Die Nachrichtensprecherin sagte: „Heute morgen hat die Weltregierung auf ihrer Krisensitzung in New York weitere Maßnahmen zum Umgang mit dem faschistischen Staat Japan besprochen. Der Weltpräsident und führende Vertreter aus Politik und Wirtschaft kamen zu dem Entschluss, dass die Weltgemeinschaft angesichts der wachsenden Bedrohung durch den Inselstaat in Zukunft harte Vergeltungsaktionen in Betracht ziehen müsse.

Japan, unter dessen neuer Regierung politische Dissidenten verfolgt und ermordet werden, ist im Besitz von Nuklearwaffen und scheint auch bereit, diese gegen die freie Welt einzusetzen zu wollen, wie geheime GSA-Berichte zeigen.

Der Gouverneur des Verwaltungssektors „Asien-Ost“, Mr. Kim Bo-Hung und sein Vertreter Mr. David Frost, kündigten im Verlauf der Konferenz einen harten Kurs gegen Japan an. „Wir können nicht zulassen, dass faschistische Regime wie das von Haruto Hatsumoto zu neuen Krebsgeschwüren in einer friedliebenden und freien Welt werden“, so der Weltpräsident wörtlich.

GCF-Kommander Edward McOwen erläuterte, dass eine mögliche Sicherheitszone um Japan gelegt werden müsse und ordnete das Entsenden von Kriegsschiffen der GCF-Pazifikflotte in den ostasiatischen Raum an.

Er ermahnte alle Verwaltungsbezirke und Untersektoren der Weltgemeinschaft zur Wachsamkeit, um Fanatiker und Diktatoren wie Hatsumoto schon im Vorfeld unschädlich zu machen. Die Pläne Japans, sich aus der Weltwirtschaft auszuklinken und sogar das Zinssystem zu beseitigen, geißelte der Weltpräsident als „perversen Akt einer wahnsinnig gewordenen Diktatur“.

„Was habe ich gesagt“, bemerkte Bäumer und setzte ein leidendes Lächeln auf. „Es geht schon los!“

„Man kann den Japanern nur viel Glück und ein dickes Fell wünschen. Jetzt haben wir erst einmal unseren eigenen Kampf!“ stellte sein Partner fest.

Das Flugzeug überflog das ehemalige Polen und kam dem Sektor „Europa-Mitte“ mit jeder verstreichenden Minute näher. Den drei Männern war es zunehmend mulmiger zumute und die Stimmung in dem kleinen Transportflugzeug wirkte gedrückt.

Man redete leise, als ob man Angst hatte, von einem riesigen Ohr im Himmel belauscht zu werden. Und tat-

sächlich, die neugierigen Ohren und Augen um das Gefährt herum vermehrten sich. Die zahlreichen Radar- und Warnanlagen, mit denen der Luftraum überwacht wurde, brachten Frank das Spinnennetz aus seinem Alptraum wieder ins Gedächtnis. „Europa-Mitte“ war nah.

Doch es geschah nichts. Keiner bemerkte die ungewollten Gäste, die in das komplett überwachte Gebiet eindringen. Wenn irgendwer den Flieger wirklich gescannt hatte, dann fand er nur einen nichtssagenden Namen in der Registrierungskartei der Maschine. Das Große Auge blickte jedenfalls an ihnen vorbei, obwohl sie direkt vor seiner Pupille herflogen.

Die Stunden vergingen im wahrsten Sinne des Wortes wie im Flug und Frank, Alfred und Steffen atmeten kurz auf, als sie auch beim Passieren der alten Grenze nach Frankreich kein Funkspruch der Flugüberwachung erreichte. Compiegne war jetzt nah und de Vries machte sich zum Landeanflug bereit.

Sie erreichten den Boden ohne Zwischenfälle, doch ein Gefühl größter Unsicherheit schlug ihnen entgegen, als sie aus dem Flugzeug ausstiegen. Es war so wie in früheren Zeiten, als sich die Menschen Europas in der Masse noch Urlaubsflüge in die südlichen Länder leisten konnten. Wenn man den kalten Norden verlassen hatte und nach einigen Stunden im Süden aus der Maschine trat, dann war man oft mit einer ungewohnten Wand aus schwüler Hitze konfrontiert. Heute war es anders, denn die Wand, die hier im Zentrum Frankreichs auf Frank und Alf wartete, war nicht aus Hitze gemacht, sie bestand aus Misstrauen.

HOK hatte in seiner akribischen Art ein kleines Dorf außerhalb der Stadt ausgesucht, damit sie hier, fern von

allzu großer Aufmerksamkeit durch die Einheimischen, in Ruhe landen konnte. Der Belgier wählte ein großes Feld am Rande des Dorfes aus, ließ die beiden aussteigen, ihre Sachen aufnehmen und startete so schnell er konnte wieder in die Lüfte.

Aus Sicherheitsgründen machte er sich sofort wieder auf den Weg zurück nach Ivas. Er hatte keine Lust, sich auch nur eine Minute länger in einer so stark überwachten Zone aufzuhalten.

Hätte er sein Flugzeug irgendwo sieben Tage lang hingestellt, so wäre die Gefahr von einer Polizeistreife kontrolliert zu werden, in dieser ländlichen Gegend zwar gering gewesen, aber seine Nerven lagen blank. Er war erleichtert gewesen, als er 2019 den Sektor mit seiner Familie auf nimmer Wiedersehen verlassen hatte und fühlte sich hier von tausend Augen verfolgt. De Vries war vielleicht ein wenig zu paranoid und da er über einen perfekt gefälschten Sanchip verfügte, hätte ihm theoretisch nicht viel passieren können, selbst wenn er von einer Streife aufgegriffen worden wäre. Doch allein der Gedanke daran war ihm unangenehm genug.

Der Flame war schon 2011 wegen Waffenschmuggels inhaftiert worden und sein Name war nach wie vor in allen behördlichen Dateien verzeichnet. Ihm und seiner Familie war in der Vergangenheit stark zugesetzt worden. Als er nun Ivas ohne jede Verzögerungen wieder erreichte, war er verdammt froh darüber.

Frank und Alf standen nun mit vollgepackten Rucksäcken auf einem Feld nahe eines Dorfes bei Compiegne und ihre Herzen hämmerten nervös vor sich hin. Jetzt waren

sie auf sich allein gestellt, mitten im Feindesland. Es galt nun, nicht aufzufallen.

„Wir sehen aus wie Wanderer aus dem Wald“, brummte Alf.

„Lass uns in dieses Dorf gehen und dann mit dem Bus nach Compiègne fahren. Wir müssen heute noch nach Paris rein“, erklärte Frank mit einem Kloß im Hals.

Sie liefen auf der staubigen Landstrasse, die von ihrem Landeplatz zu dem kleinen Dorf hinunter führte und blickten sich immer wieder um. Die Last war schwer, jeder hatte bestimmt 25 Kilogramm zu schleppen und sie konnten nur hoffen, dass kein Polizist sie hier verdächtig fand.

Die zwei Rebellen hatten sich nach Möglichkeit unauffällig gekleidet. Frank trug eine blaue Jeans und ein dunkelgrünes Polohemd. Zudem zierte eine hellgraue Baseballmütze seinen Kopf, die er sich so tief ins Gesicht zog wie es nur ging.

Bäumer trug ebenfalls eine blaue Jeans, einen braunen Rollkragenpullover und eine rötliche Baseballmütze mit dem Symbol des Clubs der „Cleveland Dead Indians“. Unter den Hosenbeinen der beiden Männer schauten schwarze Armeestiefel heraus, denn festes Schuhwerk war bei der Operation unerlässlich.

Ihre warmen Jacken waren in den Rucksäcken verstaubt. Sonnenbrillen hatten sie auch dabei, aber wenn sie diese an jenem eher trüben Tag aufgesetzt hätten, wären sie sicherlich nicht unauffälliger gewesen.

Auf dem Weg ins Dorf begegnete ihnen kaum jemand. Ein alter Mann, der ihnen entgegen kam, musterte sie kurz im Vorbeigehen, sonst trafen sie keinen Menschen. Auch

das Dorf pulsierte nicht gerade vor Leben, einige Häuser wirkten ärmlich und nur wenige Einwohner ließen sich überhaupt an diesem Tage auf der Hauptstrasse blicken. Lediglich ein kleiner Junge von der gegenüberliegenden Straßenseite rief etwas auf französisch, wobei nicht sicher war, ob er die zwei merkwürdigen Männer meinte, die hier durch sein Dorf schlichen.

Frank und Alf beachteten ihn nicht. Sie gingen zu einer Bushaltestelle und fuhren mit der Linie 38 nach Compiègne. „Nur raus aus diesem Kaff!“ dachten sie sich.

Der Busfahrer hatte sie merkwürdig angesehen, als er ihnen den Betrag für die Fahrt von ihren Scanchips abgebucht hatte, da war sich Frank sicher. Alfred beteuerte allerdings, dass ihm das nicht aufgefallen war.

Beide hatten während der Fahrt in dem fast leeren Bus kein Wort gesagt und niemanden der anderen Gäste angesehen. Sie hatten sich in die letzte Reihe zurückgezogen und waren froh über jeden, der sich nicht zu ihnen umdrehte. Der Busfahrer redete während der Hälfte der Fahrt mit einer älteren Frau, die ihm wohl wild gestikulierend ihre Lebensgeschichte erzählte. „Oui!“ und „Non!“ schallte es durch den heruntergekommenen Bus. Irgendwann war man Gott sei Dank in Compiègne angekommen.

„Gib mir den DC-Stick!“ drängte Frank, als sie aus dem Bus ausgestiegen waren.

Diese kleine Hürde hatten sie jedenfalls schon unbeschadet genommen. Alfred kramte in seinem schwarzen Rucksack herum und zog den kleinen Datenträger heraus. Auf dem DC-Stick waren die Baupläne der Pariser Kanalisation

und die anderen Dateien fein säuberlich geordnet von HOK zusammentragen worden, auch der Stadtplan von Compiegne war dabei.

„Wir sind jetzt hier im Zentrum, die Mietwagenstation ist nicht weit. Wir können zu Fuß gehen“, erläuterte Frank und schaute sich nervös um. Es befanden sich an diesem Ort deutlich mehr Menschen als in dem kleinen Dorf und das fanden sie mit Recht unangenehm.

Die zwei Attentäter waren nahe einer Einkaufszone aus dem Bus gestiegen und hier wimmelte es von Passanten. Doch man hielt sie vermutlich nur für Touristen und das fanden die meisten der Vorbeigehenden keines schärferen Blickes für würdig.

Um sie herum hörten die zwei Attentäter ein Gewirr aus Sprachfetzen. Hauptsächlich französisch. Einige Kinder, die wohl arabisch sprachen, quiekten neben ihnen herum und rannten über die Strasse.

Compiegne war auf den ersten, aber vor allem auf den zweiten Blick, eine hässliche, graue und schmutzige Stadt. Die Einkaufszone war voll von Bettlern und Obdachlosen, die teilweise in Decken gehüllt in den Ecken lungerten. Einer brüllte mit lallender Stimme herum und warf seine Flasche mit billigem Schnaps vor sich auf den Asphalt. Irgendwo spielte jemand recht schief auf einer Gitarre und sang mit knatschiger Stimme, um ein paar Globes zu ergattern.

Es war beklemmend hier. Aber wo war es in dieser Zeit noch angenehm? Jedenfalls machten sich Kohlhaas und Bäumer sofort auf den Weg zur Autovermietung, es war bereits nach 17.00 Uhr und sie wollten heute noch einen Leihwagen besorgen.

Frank fiel auf, dass die Menschen hier irgendwie gebückt gingen. Sie wirkten so, als wollten sie sich besonders klein machen. Vielen leuchtete die Armut aus dem Gesicht, einige wirkten richtig krank und blass. Die zwei wurden von keinem angesehen und sahen selbst auch niemanden an. Sie gingen an verlassenen und leerstehenden Geschäften vorbei. Hier hatte es wohl früher einen florierenden Einzelhandel gegeben, aber das war lange her. Mittlerweile erschienen die Schaufenster in den Erdgeschossen der verfallenen Häuser im Zentrum Compiègnes tot und verstaubt. Der Niedergang einer sicherlich einst schönen Ortschaft war deutlich zu erkennen.

Was übrig geblieben war, waren die billigen Supermärkte von „Globe Food“ und „3X6 Market“, die ganz Europa und Nordamerika mit schlechtem Fraß versorgten. Hier sammelten sich ebenfalls die Obdachlosen und Armen der Stadt, gestikulierten herum, holten neuen Fusel aus dem Markt und erbrachen sich auch manchmal davor, wenn sie voll genug waren.

Vom anderen Ende der langen Einkaufsstrasse, die ihren Glanz längst verloren hatte, kam lautes Gebrüll. Ein Jugendlicher hatte einen Obdachlosen niedergestochen, einige Passanten liefen davon, andere schrien wie von Sinnen. Frank und Alfred gingen einen Schritt schneller, falls ein Polizeiwagen auftauchte.

Nach einer Dreiviertelstunde hatten sie die Autovermietung erreicht, die in einem halbdunklen Hinterhof lag. Dort wartete ein stämmiger Mann mit Vollbart hinter einem Schreibtisch und räkelte sich gelangweilt in seinem Stuhl. Die zwei Rebellen betraten sein Büro. Jetzt wurde es

spannend, denn Frank musste zum ersten Mal seinen gefälschten Scanchip einsetzen.

„We want a car. We want to go to Paris!” eröffnete Alfred das Gespräch.

Der Franzose, der wohl viel mit Durchreisenden zu tun hatte, blickte auf und wälzte einigen Papierkram.

„Oui! You want to go to Paris? Okay!“ erwiderte er und lächelte.

„Äh...Yes!“ fügte Frank hinzu.

„Which car do you want? A normal car, a combi, a van?“ zählte der Vermieter auf.

„Normal car“, gab Alf kurz von sich.

„Which type?“ fragte der Mann.

„Sag dem Wichser, dass es mir scheißegal ist. Ich will hier nur eine Karre und dann weg“, fauchte Kohlhaas leise vor sich hin. Alf nickte.

„Doesn't matter. Any normal car“, Bäumer wirkte angespannt.

„Okay! Where are you from?“ nervte der stämmige Angestellte.

„Austria...from Austria“, stieß Frank hervor. Sein Herz pochte und seine Hände fühlten sich verschwitzt an.

„Ah, ja. From Osterreich!“ scherzte der Autovermieter und versuchte sich an der deutschen Sprache.

„Ja!“ antwortete Alfred gequält.

Der Franzose stand auf und winkte die beiden Widerstandskämpfer zu sich. „Komm!“ rief er. „Here...This car you can have.”

Der überfreundliche Mann zeigte Frank und Alf einen schwarzen und nicht mehr ganz neuen “Lion”. „Is der

gut?“ fragte er, grinste und freute sich, dass er es geschafft hatte, deutsch zu sprechen.

„Yes! We take this car!“ erwiderte Frank, dem der Rücken langsam weh tat, da er den schweren Rucksack die ganze Zeit herumschleppen musste.

„Okay, we go to the office. Than pay with scanchip“, sprach der Vermieter und ging.

„Jetzt wird`s spannend...“ flüsterte Alf.

„How long do you want to lease the car?“ fragte der Mann aus dem Nebenraum und tippte etwas ein.

„Till the second of march“, gab Alf zurück.

„Okay!“ schallte es zurück.

Der Franzose nahm die beiden Scanchips und zog sie durch das Lesegerät.

„The car is 40 globes a day“, erklärte er.

„Okay!“ hauchte Frank und warf seinem Freund einen hilfesuchenden Blick zu. Das Lesegerät summt und für einige Sekunden schien die Welt für die beiden Männer still zu stehen. Die Anspannung ließ ihre Herzen kräftiger pumpen und das Adrenalin ins Blut schießen. Dann blickte der Mann von seinem Stuhl auf und lächelte freundlich: „Thank you, Mr. Eberharter and Mr. Willner. Take your car. Have much fun in Paris!“

Die beiden Rebellen atmeten durch, schritten schnellen Fußes zu ihrem Auto, warfen die schweren Rucksäcke in den Kofferraum und verschwanden.

Die Fahrt nach Paris war angenehmer als in früheren Zeiten. Verkehrsstaus von nennenswerter Größe gab es keine, was daran lag, dass sich die Anzahl der Pkws in den letzten Jahren immer mehr reduziert hatte.

Der Untergang der Autoindustrie hatte bereits im Jahr 2009 begonnen und 2029 waren Autos für die Masse der Menschen Luxusartikel geworden. Wer kaum gewährleisten konnte, dass jeden Monat genug Essen auf seinem Teller war, der hatte erst recht keine Globes mehr, um sich ein Auto zu leisten.

Die Ausnahme bildeten Personen im Staatsdienst und andere Besserverdienende, die noch Pkws unterhalten konnten. Zudem waren die Benzinpreise vor allem seit 2018 so drastisch angestiegen, dass ein Auto, welches man dauerhaft besaß, regelrechte Geldsummen verschlang.

Alternative Energien, die das Benzin hätten ersetzen können, wurden nach wie vor von der Ölindustrie, welche die Mächtigen der Welt fest in ihren Krallen hielt, unterdrückt und ausgebremst. Erst 2019 hatte eine Welle von Liquidierungen durch die GSA weltweit viele Wissenschaftler und Unternehmer, die diese freien Energien anbieten wollten, ausgeschaltet.

Aber so gab es weniger Verkehrsstaus und das war an diesem Tag ein echter Vorteil, den die beiden Rebellen Frank und Alf bei ihrer Fahrt in die Metropole Paris genießen konnten. Die Autobahnen und Strassen befanden sich jedoch in einem katastrophalen Zustand, da der Verwaltungsdistrikt „Europa-Mitte“ seine Einnahmen in wichtigere Dinge, zum Beispiel in ein verbessertes Überwachungssystem oder erweiterte Rüstungsmaßnahmen, steckte.

Es dauerte, bis die beiden Männer das Hotel, das ihnen HOK herausgesucht hatte, gefunden hatten. Die Strassen von Paris erschienen endlos und dunkel und wenn man

sich nicht auskannte, konnte man sich schon an der Oberfläche der Stadt leicht verirren.

Das Hotel hatte den Namen „Sunflower“ und befand sich im Osten von Paris. Um etwa 20.30 Uhr waren sie angekommen und stiegen endlich erschöpft aus ihrem Wagen.

Im Hotel erwartete sie eine hübsche Französin mit hellbraunen Haaren und einem zierlichem Gesicht. Sie war sehr freundlich, aber irgendwie im Stress und kurz angebunden. Doch das war gut so. Unnötige Konversationen mit anderen Menschen waren strikt zu vermeiden.

Sie wiesen kurz darauf hin, dass sie als Touristen unterwegs waren und die Scanchips funktionierten erneut einwandfrei. So sollte es sein. Das wenige, aber dafür schwere und explosive Gepäck trugen die Männer später nach oben in ihren Hotelraum, Zimmer 16 in der 2. Etage. Andere Gäste sahen sie fast nicht an diesem Abend. Nur eine ältere Frau, die sie wohl auf französisch grüßte und dann weiter in ihr Zimmer ging.

Sie zogen die Tür des Hotelzimmers hinter sich zu und fielen auf ihre Betten, die mit einer schlichten geldbraunen Bettwäsche bezogen waren. Dieser Tag war zu Ende und hatte Kraft und Nerven gekostet. Jetzt waren sie in Paris.

Der wirkliche Höllentrip stand noch bevor, doch diese Tatsache versuchten sie an diesem Abend nach Möglichkeit auszublenden.

Aux Champs-Élysées

Aux Champs-Élysées
Aux Champs-Élysées
Au soleil, sous la pluie
À midi ou à minuit
Il y a tout ce que vous voulez
Aux Champs-Élysées...

(Französische Version, 1969)

Oh Champs-Élysées
Oh Champs-Élysées
Sonne scheint, Regen rinnt
Ganz egal, wir beide sind
So froh wenn wir uns wiederseh'n
Oh Champs-Élysées...

(Deutsche Coverversion, 1969)

Oh Champs-Élysées
Oh Champs-Élysées
Sonne scheint, Regen rinnt
Wechsler, du wirst mich nicht seh`n
und bald vor deinem Schöpfer steh`n!
Oh Champs-Élysées...

(Leicht modifizierte Version von Frank Kohlhaas, 2029)

Obwohl sie sich inmitten einer stark überwachten Großstadt in „Europa-Mitte“ befanden und der Feind hier an jeder Ecke lauern konnte, schliefen Frank und Alf relativ gut. Ersterer hatte auf einmal diesen alten französischen Song, der gelegentlich noch im Radio gespielt wurde, im Kopf und veränderte den Text der deutschen Version so, dass er zur augenblicklichen Situation passte. Er lächelte in sich hinein, dann übermannte ihn irgendwann der Schlaf.

Der nächste Morgen ließ sich nicht aufhalten und jetzt waren es nur noch acht Tage bis zum „Fest der neuen Welt“, welches über die alte Champs-Elysees kommen sollte.

Das war genug Zeit, um die Lage zu sondieren und mindestens einmal in die dunklen Gänge, die sie sich als Angriffsweg ausgesucht hatten, hinabzusteigen, um sie zu erforschen. Dieses Vorgehen war auch bitter nötig, denn für unvorhergesehene Zwischenfälle, eingestürzte Tunnel und versperrte Wege, gab es am 01.03.2029 keinen Raum in ihrem Plan.

Frank und Alf verbrachten den ersten Tag in Paris in ihrem Hotelzimmer und verzichteten darauf, öfter als nötig das Gebäude zu verlassen. Nur einmal holte Alf etwas zu essen in einem nahegelegenen Supermarkt und berichtete von den furchtbar heruntergekommenen Straßen durch die er gegangen war.

Ansonsten verbrachten sie ihre Zeit hauptsächlich mit Fernsehen, wobei ihnen vor allem die Nachrichten, die man auch auf Englisch ansehen konnte und die größtenteils aus Hetzberichten gegen das abtrünnige Japan bestanden, des Öfteren Wutausbrüche bescherten.

Am nächsten Tag, genauer gesagt in der nächsten Nacht, hatten die beiden etwas Verwegenes geplant.

Es war zwei Uhr morgens, als die beiden Rebellen aus ihrem Hotelzimmer schlichen, an der dunklen und verlassenen Rezeption vorbeihuschten und das Hotel „Sunflower“ verließen. Im Dunkel der nächsten Straßenecke tippte sich Frank hastig durch die Dateien seines DC-Sticks und öffnete den Stadtplan von Paris, den HOK mit zusätzlichen Informationen versehen hatte.

Wie zwei Schatten strichen sie um die Häuser und bewegten sich lautlos von einem dunklen Fleck zum nächsten. Es regnete in Strömen und Alf schlug vor, die Aktion auf den folgenden Tag zu verschieben, doch Frank drängte hartnäckig darauf, keine Zeit zu verlieren und am Ball zu bleiben.

„Die Rue Lagille, das ist nicht mehr weit“, flüsterte Kohlhaas und zeigte seinem Mitstreiter einige Dateien.

„Wir sind komplett irre“, antwortete dieser nur.

„Ja, sind wir“, Frank grinste. „Und jetzt lass uns mal einen Zahn zu legen!“

Sie verzogen sich erneut in eine finstere Ecke und studierten weitere Baupläne. Der starke Regen hatte mittlerweile aufgehört und es plätscherte nur noch leise von einem der Dächer der wenig beleuchteten Mietshäuser um sie herum. Die Strassen waren ziemlich leer, nur ein paar vermutlich algerische Jugendliche, die gelegentlich in die Nacht hinaus brüllten oder gegen Mülltonnen und Bushaltestellenschilder traten, waren zu diesem Zeitpunkt noch zu sehen. Ihnen fielen die zwei Rebellen allerdings nicht auf. Es war bereits nach drei Uhr, da hatten sie ihr Ziel erreicht.

„Lass uns hier einen Eingang suchen“, forderte Frank.

„Scheiße, worauf habe ich mich eigentlich eingelassen?“ seufzte sein Gegenüber und griff nach dem kleinen Brecheisen, welches er unter seiner Jacke versteckt hielt.

„Jetzt komm!“ zischte Kohlhaas.

Ein Auto fuhr an ihnen vorbei und aus einem hell erleuchteten Fenster schaute eine Frau hinaus auf die regennasse und dunkle Strasse. Frank und Alf hatten sie bemerkt und schlichen unauffällig weiter.

„Verdammt, die Alte da. Wir gehen weiter“, knurrte Frank und Alf trottete ihm nach. „Lass uns zur nächsten Strasse laufen, dort sind nur zur einen Seite Häuser. Dahinter ist laut Plan eine Fabrikhalle, die leer stehen soll“, flüsterte der junge Mann mit dem DC-Stick in den Händen.

Sie erreichten eine fast vollkommen finstere Seitengasse. Hier fühlten sie sich unbeobachtet. Jedenfalls konnten sie niemanden sehen, obwohl sie sich mehrere Male gründlich umschaute und mit Argusaugen die Umgebung absuchten. Kurz darauf standen sie vor einem Schachtdeckel aus Gusseisen. Er war gut sichtbar auf einem von HOKs Kanalisationsplänen der Stadt Paris eingezeichnet. Sie sahen sich an.

„Das muss Deckel 344-GL-77003 sein, wenn die Karte stimmt“, sagte Frank mit wenig begeistertem Gesichtsausdruck. „Da jetzt runter? Verdammt!“

„Da wird kein Weg dran vorbei führen“, erwiderte Alf und rümpfte schon im Vorfeld die Nase.

Sie stemmten den Schachtdeckel ohne Probleme auf und hoben ihn zur Seite. Vor ihnen tat sich ein unergründliches schwarzes Loch auf, nur die Umrisse einiger Sprossen der komplett verrosteten Abstiegsleiter waren zu erkennen.

„Fuck!“ zischte Frank.

Bäumers Gesichtsausdruck stimmte ihm wortlos zu, dann hielt er seine leistungsstarke Taschenlampe nach unten. Dreck, verrottetes Laub und Rost erwartete die beiden Attentäter hier. Vom widerlichen Geruch ganz zu schweigen.

„Verfluchte Scheiße“, stieß Kohlhaas aus und streifte sich seine Gummihandschuhe und die Atemmaske über. „Hast du den Schneidbrenner?“ kam es leise hinterher.

„Ja, sicher. Runter jetzt!“ fauchte Bäumer.

Frank tastete sich vorsichtig nach vorne und hielt sich an der verrosteten Leiter fest, Alf leuchtete ihm und nach wenigen Minuten hatte er es sicher nach unten geschafft.

„Baaah!“ schallte es von unten.

Sein Partner konnte sich denken, worauf sich das bezog. Dann leuchtete ihm Frank und er glitt hinab in die unbekannte, wenig einladende Umgebung der Pariser Kanalisation. Vorher zog er den Schachtdeckel wieder fast über die gesamte Öffnung, so dass nur ein kleiner Spalt offen blieb. Dort unten war es erwartungsgemäß ekelhaft und der Kanal machte nicht den Eindruck, als hätte ihn jemand in den letzten zwanzig Jahren auch nur grob gereinigt. Nasse Dreckhaufen hatten sich neben dem Rinnsal zu den Füßen der beiden Männer aufgetürmt und einige Ratten huschten umher.

Alf leuchtete sie mit dem Schein seiner Taschenlampe an und die Tiere verschwanden blitzschnell irgendwo in einem stinkenden Loch.

„Da, Vertreter der Weltregierung sind auch da“, flachste Frank und zeigte mit dem Finger auf die Ratten.

Alf schmunzelte: „Hier sind sicherlich noch mehr davon. Wenn du eine ganz fette und aufgedunsene Ratte siehst, dann kannst du sie mit „Herr Weltpräsident“ begrüßen!“

„Die armen Tiere“, meinte Frank grinsend. „Sie mit den Logenbrüdern zu vergleichen ist eine Beleidigung für jede Ratte!“

Das Gerede nahm den zwei Rebellen einen Teil ihrer Unsicherheit hier unten in diesem widerlichen Gewölbe. Frank warf noch einmal einen Blick auf eine der Karten der Kanalisation und dann liefen sie etwa hundert Meter geradeaus. Man musste aufpassen, dass man sich in diesem engen Schacht den Kopf nicht anschlug, der Gang war nicht ganz mannshoch und sicherlich schon sehr alt.

Sie kamen an einen etwas größeren Zwischenkanal und hörten über sich ein Auto brausen, vermutlich waren sie unter einer Strasse gelandet. Der Strom des Abwassers war hier, ebenso wie der rundliche Kanal selbst, ein wenig größer und verlangte eine Entscheidung.

„Wenn das hier alles stimmt, dann geht's nach links“, bemerkte Frank mit einem Blick auf den DC-Stick.

„Wird hoffentlich stimmen, sonst sind wir am Arsch“, maulte Bäumer.

„Irgendwo gibt es immer einen Gullydeckel, der uns zumindest an die Oberfläche führen kann“, gab Frank zurück und lief mit der Taschenlampe vorwärts. Alfred sprühte derweil ein rotes Kreuz an die Wand, um es später als Orientierung zu nutzen.

Jener etwas breitere Zufuhrkanal erstreckte sich noch um die zweihundert Meter, dann kamen sie an ein mit Dreck und Laub verstopftes Absperrgitter, welches vollkommen verrostet war. Hier war kein Durchkommen – zumindest

nicht ohne einen Schneidbrenner, den Alfred aber glücklicherweise dabei hatte.

Es dauerte vielleicht eine Viertelstunde, dann hatte er das marode Gitter, welches wohl hauptsächlich Schmutz und Dreck abhalten sollte, zerstört und die beiden Männer konnten es herausbrechen.

„Was für ein Mist!“ keuchte Alf, als sich das angestaute Wasser mit einem lauten Plätschern an ihm vorbei ergoss.

Der Tunnel mit dem Absperrgitter erstreckte sich noch zweihundert weitere Meter, dann endete er in einem größeren Raum, wo das Abwasser zusammenfloss. Graugrünliche Wände gaiften die beiden Besucher an und sie waren sich sicher, dass diese Bauten nicht nur schon viele Jahrzehnte, sondern sogar weit über ein Jahrhundert alt sein mussten und hier lange niemand mehr gewesen war. Rostige Abwasserrohre kamen von der Decke des Raumes und an der Wand hing ein ebenfalls komplett verrostetes Schild aus Metall auf dem etwas auf französisch stand.

Wenigstens konnten sie sich aufrecht hinstellen. Der Weg gabelte sich erneut in mehrere Richtungen. Frank rief einige Dateien ab und war sich sicher, dass sie in den gegenüberliegenden Schacht gehen mussten, Alfred vertraute ihm und sprühte ein weiteres rotes Kreuz an die Wand.

„Einer der Kanäle eben war gar nicht auf der Karte eingezeichnet gewesen, aber dieser hier ist es. Darüber müsste die Rue de Sudman sein“, erklärte Kohlhaas mit einem unsicheren Gesichtsausdruck.

Sie stapften wieder vorwärts in einen wirklich engen Schacht mit großen Löchern in den Wänden. Spinnen und

Ratten begrüßten sie in diesem finsternen Loch und es roch trotz Atemmaske sehr streng.

Sie mussten sich erneut ducken, um sich nicht die Köpfe anzuschlagen. Vielleicht waren sie jetzt fünfzig Meter in diesem Kanal voran gekommen, als sie eine kleine Lichtquelle über sich entdeckten. Vermutlich war es der Schein einer der Straßenlampen, der sich durch ein Loch im Schachtdeckel über ihren Köpfen seinen Weg nach unten gebahnt hatte. Sie krochen weiter in dem stinkenden Durchgang, dann hielten sie an.

Vor ihnen befand sich ein schwarzer Wasserdurchlauf, der ungefähr einen Meter tief war und der an beiden Seiten einen sehr schmalen Gehweg hatte, den die beiden Männer entlang marschieren konnten. Im Abstand von zehn Meter führten rostige und verwitterte Eisenrohe nach oben. Alfred markierte die Strecke und folgte seinem Freund den Wasserweg entlang. Das Wasser war keineswegs tief, aber roch abstoßend und wirkte irgendwie bedrohlich. Als würde jeden Moment ein riesiger Kraken seine tentakelbewehrten Fangarme nach ihnen schleudern und sie hinab in die Tiefsee ziehen. Es war furchtbar hier unten und es stank wahrlich aus allen Ritzen dieser zerfallenen Kanalisation.

„Wenn ich die Schritte richtig gezählt habe, dann sind wir ungefähr 600 oder 700 Meter weit vorgedrungen“, bemerkte Bäumer.

Sein Partner blickte erneut auf die Kartendatei und preschte dann weiter vor in die unheimliche Pariser Unterwelt. Am Ende des Ganges erreichten sie einen relativ großen Raum, der wie ein Stauraum aussah. Eine Treppe führte nach oben und ein großer Tümpel mit ekligem

Brackwasser tat sich vor ihnen auf. Frank leuchtete ihn erst einmal gründlich ab, dann sagte er zu Alfred: „Bisher sind HOKs Informationen weitgehend korrekt gewesen. Dieser Stauraum oder was das sein soll, ist auf der Karte jedenfalls gesondert markiert. Der muss auf jeden Fall mit einem Kreuz gekennzeichnet werden.“

Als sie den nächsten Tunnel durchschritten hatten, befanden sie sich schon fast einen Kilometer auf dem Weg durch das unterirdische Labyrinth. Sie erreichten einen Raum, der fast einer kleinen Halle glich. Das musste ein Teil der weltberühmten Pariser Kanalisation gewesen sein, mit deren Bau im Jahre 1850 begonnen worden war. Mit einem kleinen Anflug von Bewunderung hielten die beiden Männer inne, dann setzten sie ihre Reise fort.

„Das sind Pumpen dort, oder?“ Alfred deutete auf mehrere riesige Rohre aus Stahl, die in ein tiefes Wasserreservoir hineinreichten und mit schweren Rädern bedient werden mussten. Allerdings wirkten auch sie stark verwittert, obwohl sie sicherlich noch in Gebrauch waren.

„Ja, ich denke auch“, erwiderte Frank. „Dieser Raum befindet sich mit großer Wahrscheinlichkeit östlich der „Strasse der Humanität“, keine zwei Kilometer mehr davon entfernt. Den brauchen wir nicht zu markieren, den können wir uns merken.“

Alfred steckte die Sprühdose mit der roten Farbe wieder in seinen Rucksack und folgte ihm.

Sie gingen eine Betontreppe hoch, die von Metallgittern umsäumt war und warfen noch einmal einen Blick zurück in den Raum, der durch die eckigen Säulen, die ihn trugen, fast wie eine unterirdische Halle aussah. Dann stießen sie

durch einen engen und kastenförmigen Durchgang nach rechts vor.

„Bisher stimmt alles weitgehend, was uns HOK hier an Daten hinterlassen hat“, erklärte Kohlhaas. „In der Innenstadt von Paris scheinen die Aufzeichnungen doch noch sehr genau zu sein.“

„Die Weltregierung hat dieses uralte und einzigartige Kanalnetz ja auch einfach übernommen. Selbst bauen würden sie so etwas nicht“, ergänzte Alf.

„Erbaut haben es fleißige, anständige Leute und keine elenden Parasiten!“ zischte Frank und winkte seinen Mitstreiter zu sich.

„Schau! Da ist eine Tür, die verschlossen ist. Sie sperrt den Gang dort drüben ab, den wir augenscheinlich nehmen müssen“, sagte Frank und zeigte ins Halbdunkel. Alfred schweißte sie auf, zerstörte sie aber nicht mehr als nötig, um keinen Verdacht zu erwecken.

Der dunkle Durchgang jenseits der Absperrtür erschien diesmal endlos und die beiden Gefährten entdeckten nach einer Weile ein Loch in der Wand, ohne dass ein Abwasserkanal zu erkennen war.

„Was ist das? Sieht aus, als hätte da jemand die Steine aus der Wand gebrochen und einen Weg gegraben“, antwortete Frank, der den rätselhaften Gang mit seiner Taschenlampe ausleuchtete. „Da hinten geht es weiter. Siehst du?“

Am Ende des Ganges schien ein großer Schacht zu sein. In den letzten Jahren hatten viele Obdachlose die Pariser Unterwelt nach eigenem Ermessen ausgebaut und selbst das endlose Stollensystem erweitert. Sie hatten hier ein trauriges Zuhause gefunden, in einer Zeit, in der an der Oberfläche kein Platz mehr für sie war.

Kohlhaas tippte sich durch die Datenbanken des DC-Sticks und rief mehrere davon ab. Es dauerte fast eine halbe Stunde, Alfred schlenderte derweil gelangweilt und genervt durch die Dunkelheit.

„Das hier könnte ein stillgelegter U-Bahn-Schacht sein!“ stieß Frank plötzlich hervor.

„Die Kanäle, Schächte und Gänge sind in der Innenstadt manchmal kaum zehn Meter auseinander, beziehungsweise laufen oft nebeneinander her. Ich schaue mir das mal näher an!“

Schon sah Alfred nur noch den Rücken seines Mitstreiters, der in den kurzen Hohlraum sprang und ihn bald vom anderen Ende des Ganges heraus mit der Taschenlampe anleuchtete.

„Komm!“ flüsterte Frank. „Hier sind Schienen, ich hatte Recht!“

Bäumer kroch ihm nach und kurz darauf folgten sie den Schienen, um vielleicht eine Abkürzung zu finden, wenn es sich denn bei diesem Schacht wirklich um den gestrichelten Pfad auf HOKs Karte handelte.

Es dauerte eine Weile, denn der verlassene Tunnel erstreckte sich über mehrere hundert Meter. Plötzlich hörten sie ein Röcheln aus dem Dunkel. Sie zuckten zusammen und drehten sich rasch nach allen Seiten um. Die Ader in Franks Schläfe fing an zu pochen und auch Alfred wirbelte mit seiner Taschenlampe nervös umher. Das Röcheln kam wieder und die beiden Rebellen richteten ihre Taschenlampen blitzartig auf die Geräuschquelle.

Da sahen sie einen Menschen, der in einer finsternen Ecke lag. Vermutlich ein Obdachloser, alt und hässlich, mit einem rötlichen Bart, in einem gammigen Trenchcoat und

einigen Schnapsflaschen vor sich. Der Untergrundbewohner blinzelte verstört, als ihn Bäumer mit der Taschenlampe anleuchtete.

„Ca va?“ lallte der Alte.

„Was?“ stammelte Frank nervös.

„Ca va?“ erwiderte der betrunkene Mann. „Ca va?“

„Alles klar. Wir gehen, Opa!“ gab ihm Alf zu verstehen und machte Anstalten, umzukehren.

„Halt die Schnauze!“ zischte Frank in Richtung des Clochards und zog seine Waffe aus der Tasche.

„Was soll das?“ herrschte ihn Alf an. „Steck die Kanone weg!“

„Wenn er verrät, dass wir hier unten rumschleichen oder sich unsere Gesichter merkt...“ sagte Frank erregt und stampfte auf.

„Der Alte ist total besoffen. Lass ihn in Ruhe! Oder willst du ihn kaltmachen?“ fauchte Bäumer seinen Freund an.

„Ca va?“ rülpste der Betrunkene erneut heraus.

„Halt die Schnauze, habe ich gesagt und brüll hier nicht so rum, Opa! Sonst gebe ich dir „Ca va“!“ keifte Frank und trat dem Mann in die Seite.

Dieser jammerte etwas auf französisch und Kohlhaas hielt ihm seine Pistole vor die Nase: „Halt dein Maul, Alter! Sonst stell ich dich ruhig!“

In diesem Moment zog Alfred den wild gewordenen jungen Mann energisch zurück und schubste ihn weg.

„Was soll der Mist? Bist du irre? Der Alte wird nichts sagen. Hier treiben sich Hunderte von Obdachlosen rum, und dass hier unten jemand mit einer Taschenlampe herumläuft ist nichts ungewöhnliches. Lass uns den Weg durch die Kanäle gehen und dann verschwinden.“

Frank kam langsam wieder runter und steckte die Pistole weg. Fast hätte er den Alten erledigt. Er hätte ihn beinahe erschossen oder abgestochen. Alfred gab ihm erneut einen Stoss in die Seite und schaute ihn mit wütendem Blick an.

„Es reicht jetzt!“ giftete er. „Sonst werde ich echt sauer! Wir verschwinden hier! Komm endlich!“

Frank trottete seinem Freund hinterher und schwieg. Die ganze Aktion war ihm auf einmal peinlich und Alfred wies ihn nochmals mit scharfen Worten zurecht, das nächste Mal seine Wut besser zu kontrollieren. „Das war doch nur ein besoffener Opa, Mann!“ knurrte er.

„Schon gut, habe wohl überreagiert...“ erwiderte Frank und schaute weg.

Als sie den Weg zurückgingen und wieder in das Kanalnetz eintauchten, musste sich Frank eingestehen, dass er den Penner am liebsten getötet hätte. Dass er ein Sicherheitsrisiko war, konnte vielleicht ein Argument sein, aber nur ein vordergründiges, denn es war mehr als unwahrscheinlich, dass sich irgend jemand für das Geschwätz eines betrunkenen Clochards aus dem Pariser Untergrund interessierte.

Trotzdem hätte er gerne abgedrückt in diesem Moment. Ihn einfach ausgelöscht und in der Dunkelheit liegen lassen. Ja, das wäre um ein Haar so passiert, wenn Alfred ihn nicht aufgehalten hätte. Das gab ihm zu denken.

Den verlassenen U-Bahn-Schacht, in dem der Betrunkene gelegen hatte, erforschten Frank und Alf an diesem Tage nicht weiter. Sie krochen wieder zurück durch das seltsame in die Wand gebrochene Loch und Kohlhaas kramte seinen DC-Stick aus dem Rucksack hervor. Die beiden

waren mittlerweile müde und über ihnen schien Paris langsam aufzuwachen. Es wurde immer lauter, das Rumoren, Hupen und Rumpeln nahm zu.

„Hier geht es wohl weiter. Nach den zwei nächsten Gängen kommt noch einmal so eine große Zugangsschleuse, ein Stauraum...was weiß ich!“, erklärte Frank und stapfte voran in den nächsten Tunnel.

Alfred sprühte erneut eine rotes Kreuz neben das Loch, durch welches man in den U-Bahn-Schacht kriechen konnte und folgte seinem leicht erregbaren Rebellenfreund.

Sie tappten noch eine Weile durch stinkende, aber diesmal größere Abwasserwege, die einen kleinen Fluss in sich führten. Bäumer blickte auf Franks Rücken und war immer noch verärgert.

Mittlerweile waren sie bereits über zwei Kilometer weit vorgedrungen. Bald hatten sie eine zweite unterirdische Halle erreicht, die ebenfalls von eckigen Pfeilern gestützt wurde. Das Abwasser wurde hier in großen Becken gesammelt und in mehrere Richtungen umgeleitet. Die Bassins waren mit großen Eisengittern abgedeckt und weiter oben befand sich ein Fußweg mit einer Treppe, der mit einem Geländer versehen war. Hier konnte man vermutlich in einen Kontrollraum gelangen. Die schweren Wasserpumpen und Eisenrohre waren überall zu sehen. An den Wänden erkannte man Lampen und dicke Kabel, Kisten standen herum. Dieser große und lange Raum schien oft genutzt zu werden, denn er befand sich im zentralen Innenstadtbereich. Um diese Uhrzeit war er jedoch noch leer.

Die beiden Männer schlichen weiter vorwärts. Die alten gemauerten Wände und die steinernen Bögen der Halle hatten etwas respekteinflößendes. Sie erkannten eine weitere Eisentreppe, welche die Wand hinaufführte und in einem dunklen Loch endete. Am Ende der Halle befand sich eine verwitterte Stahltür mit einer Lampe darüber.

„Da sieht man mal, was damals für riesige Anlagen gebaut wurden. Schon beeindruckend“, flüsterte Alfred.

„Ja, eine gewaltige Halle. Wie das alte „Moria“ in dem Film. Nur kleiner“, wisperte Frank.

„Moria?“ fragte Bäumer verdutzt. „Was meinst du denn damit?“

„Da gibt es doch so einen alten Fantasy-Film. Mein Vater hatte mir, als ich noch klein war, ein Videoband davon mitgebracht, das hieß „Der Herr der Ringe“. Da mussten die Helden auch durch ein unterirdisches Labyrinth – und das wurde „Moria“ genannt. Eine Stadt unter der Erde. Die Zwerge hatten sie gebaut...“ erläuterte Kohlhaas. „Den Film fand ich als Kind toll.“

„Du bist auch so ein Zwerg“, erwiderte Alf und lächelte. „Wohin geht es jetzt?“

Es war wieder ein Blick auf die Kartendatei nötig. Vermutlich führte die Stahltür am Ende des Gewölbes in einen erweiterten Bereich, von dem aus die Männer sich in Richtung der „Strasse der Humanität“ vorarbeiten konnten.

„Hoffentlich springen hier nicht gleich Arbeiter der Stadtwerke herum“, kam es von Alfred. Es war schon nach fünf Uhr morgens.

„Wir müssen uns jetzt beeilen. In dieser Halle sind sie sicherlich nicht so selten, wie in den Bereichen, die hinter uns liegen“, gab Frank leise zurück.

Die Stahltür war abgeschlossen und sogar mit einem digitalen Codeschloss versehen, ansonsten wirkte sie alt und war stark verrostet. Die dunkelgrüne Lackfarbe auf ihrer Oberfläche war zum größten Teil bereits abgeblättert.

Alfred machte sich sofort an die Arbeit und bearbeitete die Tür mit seinem Handschneidbrenner, doch diese erwies sich als sehr hartnäckig. Er musste einen großen Teil des Schlosses zerstören und brauchte dafür fast eine halbe Stunde. Frank blickte sich nervös um und hoffte, dass auch ja niemand ihre Arbeit störte. Mit einem leisen Knirschen ging die Stahltür letztendlich auf und die beiden Attentäter traten in einen ebenfalls nicht kleinen Raum, der mit Regalen aus Eisen und einem elektronischen Kontrollpult ausgestattet war. Das Pult erinnerte vom Design her an Maschinen aus den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, es war mit Sicherheit nicht mehr neu.

Über eine steinerne Treppe verließen sie den Raum und huschten über einen erhöhten Weg, zu dessen Seiten tiefe Wasserreservoirs zu sehen waren. Dann verschwanden sie wieder in einem der seitlichen Abwasserkanäle, von dem Frank glaubte, dass er ihn auf HOKs Karte gefunden hatte. Der Weg wurde markiert und es ging weiter.

„Die „Strasse der Humanität“ kann jetzt nicht mehr weit sein!“ rief Kohlhaas und hechtete durch den schmutzigen Kanal weiter in die Dunkelheit.

Sie liefen ungefähr hundert Meter gradeaus und bogen dann nach links in einen weiteren Tunnel ab. Es musste wieder einer der größeren Abwasserwege sein, denn hier

rauschte ein kleiner Fluss neben ihnen her. Wieder gab es hier zahlreiche Kabel, rostige Lampen und Rohre. Ein verblasstes Schild war zu sehen, vermutlich mit Warnhinweisen. Wenig später standen sie vor dem nächsten Gitter, das ihnen den Weg versperrte.

Alfreds Schneidbrenner schnitt die Hälfte des verrosteten Metalls einfach weg und warf das glühende Stück ins Wasser. Nach weiteren hundert Metern flüchtete ein Rattenschwarm, der hier wohl eine Versammlung abgehalten hatte, vor dem Schein ihrer Taschenlampen in alle Richtungen. Dann wurden die alten gemauerten Decken der Kanalisation höher und sie erreichten eine weitere Halle mit einer riesigen Wasserpumpe und einem kleinen Stausee im Zentrum.

Während sich die beiden Rebellen in den engen und dunklen Kanälen, die den Untergrund von Paris durchliefen, sicher und unbeobachtet fühlten, war es in den großen unübersichtlichen Zwischenhallen anders. Hier hätte man schon dem einen oder anderen Obdachlosen oder Angestellten der Stadtwerke begegnen können. Doch es war noch früh genug und niemand außer den beiden Rebellen schien sich dort herumzutreiben.

Von weitem hörten sie plötzlich das Donnern einer ankommenden Metro. Das war ein gutes Zeichen.

„Charles de Gaulle“, flüsterte Frank und lehnte sich an einen großen, grauen Pfeiler. „Das wird die U-Bahn-Station Charles de Gaulle sein. Sie liegt ganz in der Nähe des „Tempels der Toleranz“.“

Erneut warfen die zwei einen Blick auf die DC-Stick Dateien mit den Lageplänen der Abwasserkanäle, dann kletterten sie eine eiserne Leiter hinab und verschwanden

in einem größeren Zufuhrkanal, der sie in die Richtung der Geräuschquelle führte. Der Weg durch den unterirdischen Tunnel war lang, eintönig und stank bestialisch. Er schien viele hundert Meter weit ins Nichts zu führen. Frank beruhigte Alf, nun war es nicht mehr weit.

Nur noch ein Kanal musste passiert werden, dann waren sie fast direkt unter dem Platz, den einst der Triumphbogen geschmückt hatte. Wieder vernahmen sie das Dröhnen der U-Bahn, die durch das Erdreich jagte. Erfolgreich waren die beiden durch die Gedärme von Paris gekrochen und hatten das Ziel fast erreicht. Neben ihnen führten rostige Aufstiegsleitern nach oben zu schmutzigen Kanaldeckeln, unter denen sich Armeen von schwarzen Spinnen versammelt hatten, wie der Schein ihrer Taschenlampen unerfreulicherweise bewies.

Kurze Zeit später hatten sie es geschafft. Der „Tempel der Toleranz“ schien direkt über ihren Köpfen zu sein. Autos brummt und hupten auf der stark befahrenen Strasse, man hörte den einen oder anderen Menschen brüllen. Paris erwachte. Jetzt war es Zeit, zu verschwinden.

Frank sprang wie eine Katze an einer der Aufstiegsleitern hoch und hob den Gullydeckel leicht an, um hinaus zu spähen. Sie waren richtig. Es hatte tatsächlich funktioniert, durch die dunklen Kanäle an diesen Ort zu kommen. Aus einem Augenwinkel erkannte er eine Außenmauer des hässlichen Monuments aus Stahlbeton, das wie eine finstere Pyramide wirkte.

„Wir haben es geschafft. Es hat geklappt“, gab er Alf freudig zu verstehen und stieg die Leiter wieder hinunter.

„Noch etwa dreißig Meter. Dort!“ Alfred zeigte in die Dunkelheit des Abwasserkanals. „Da lagern wir die Bombe

und jagen sie hoch. Das müsste reichen, um den halben Platz vor dem Tempel aufzureißen“.

„Ja, das tun wir!“ erwiderte Frank mit einem giftigen Lächeln.

„Jetzt müssen wir uns hier aber schnellstens verdrücken!“ fügte er hinzu und die beiden Männer machten sich auf den Rückweg.

Mit wachsender innerer Zuversicht und Zufriedenheit schlichen die zwei zurück. Ab und zu musste Frank den Rückweg auf den Lageplänen überprüfen, aber meist ließ ihn sein Orientierungssinn nicht im Stich. Alfreds gesprühte rote Kreuze waren dabei eine zusätzliche Hilfe.

Vollkommen müde, stinkend und verdreckt krochen sie in den frühen Morgenstunden wieder aus dem widerwärtigen Schacht gegenüber der leer stehenden Fabrikhalle heraus. Bald würden sie erneut viele Stunden unter der Erde verbringen.

Auf ihrem Rückweg durch die Strassen beachtete man sie kaum und ihre verdreckten Kleider schienen im Halbdunkel des Morgengrauens auch niemandem unangenehm aufzufallen. Verdreckte Gestalten, die durch die Straßen der Metropole schlichen, gab es hier genug.

Das Hotelzimmer wartete auf sie und Stille herrschte im unbeleuchteten Gang ihrer Etage. Sie zogen die Tür erleichtert hinter sich zu und freuten sich auf eine heiße Dusche. Diesen Luxus hatten sie seit Jahren nicht mehr gehabt und beide genossen das heiße Wasser, dass ihnen den Dreck und Gestank von ihren Körpern herunterspülte. Dann schliefen sie schnell ein. Nun waren es nur noch wenige Tage bis zu dem großen Ereignis, das sich abgrundtief in Franks Gehirn eingenistet hatte.

Vor dem Sturm

Frank und Alfred verließen das kleine Hotel „Sunflower“ in den folgenden Tagen immer abwechselnd, um in den nahegelegenen Supermärkten Nahrungsmittel zu kaufen. Sie aßen niemals im kleinen Speiseraum des Hotels mit den anderen Gästen zusammen und gingen jedem aus dem Weg.

Nur im Hotelzimmer nahmen sie das übliche Massenessen, meist von der „Globe Food“ - Lebensmittelkette produziert, zu sich. Der Fernseher lief den ganzen Tag und überschüttete sie mit billigsten Unterhaltungsshow und alten Spielfilmwiederholungen, unterbrochen von den stündlichen Nachrichten. Es war in diesem Zusammenhang interessant zu sehen, wie die Mächtigen mit dem Inselstaat Japan umgingen. Im Abstand von wenigen Stunden kamen die neuesten Berichte über den digitalen Äther.

Japaner wurden interviewt, die angeblich das Land verlassen hatten „bevor sie Hatsumotos Häscher ergreifen und hinrichten konnten“, weil sie sich für den „Weltfrieden“ eingesetzt hatten. Ron Baldwin, der wenig vertrauenswürdig aussehende Berater des Marionettengouverneurs Ikeda, welcher mit diesem zusammen aus dem Land gejagt worden war, trat nun in fast jeder Nachrichtensendung der einzelnen Sender auf.

Er jammerte und betonte seine „große Sorge bezüglich des Wohls des japanischen Volkes“, dass er so lieben gelernt hatte, seitdem er als Verwalter der „Greenbaum Brothers Bank“ 2020 auf die Insel gekommen war. Er

schaute sorgenvoll und betroffen, doch wirkte selbst für den unwissenden Zuschauer nicht gerade wie ein von Grund auf guter Menschenfreund.

Acht große Kriegsschiffe waren von der GCF-Führung in die östlichen Gewässer Japans entsandt worden, um die Situation zu beobachten. Der Weltpäsident hatte gestern dem Inselvolk ein Ultimatum gestellt und gefordert, dass es bis zum Ende des Monats wieder in das Netz des Weltverbandes zurückkehren müsse. Andernfalls drohten „unschöne Konsequenzen für die Hatsumoto-Diktatur“ grollte er vor laufenden Kameras.

Dabei verschwiegen die Medien, dass der neue Präsident des Inselstaates durch den Willen seines Volkes an die Macht gekommen und in einer geheimen Abstimmung gewählt worden war. Tatsächlich verhielt er sich vollkommen friedlich und ließ alle Vertreter und Botschafter der Weltregierung das Land verlassen, ohne ihnen auch nur ein Haar zu krümmen. Allerdings kam es im Verlauf der politischen Umwälzungen zu spontanen Lynchmorden durch die wütenden Volksmassen an den Personen, welche das Land jahrelang ausgepresst und unterdrückt hatten – vor allem in Tokio und Osaka.

Doch verantwortlich dafür war, so die gleichgeschalteten Medien, der „Faschist Hatsumoto“ und so steigerte sich die Hetze gegen das rebellische ostasiatische Volk bis zum blanken Hass und einem hysterischen Chor der Verleumdung und Lüge. Eine militärische Intervention war allerdings, laut den Worten des Weltpäsidenten, „zur Zeit nicht geplant“, beruhigte die Nachrichtensprecherin die Zuschauer.

„Man wird sehen!“ dachte sich Frank.

„Jetzt neu, in deinem KCN-Shop! Call 070023456 und hol ihn dir! Sergeant Powers, deinen Supersoldaten! Er macht sie alle platt, yeah!“ dröhnte eine markige Stimme aus dem Fernseher. Eine Hand fuchtelte mit einer Actionfigur, eben dem genannten Sergeant Powers, herum.

„Terroristen, Diktatoren, böse Leute! Sergeant Powers macht sie alle fertig! Hol dir jetzt deinen Sergeant und mach die Bösewichte nieder!

Nur 19,95 Globes hier in deinem KCN-Shop oder jedem Spielgeschäft, yeah!“ schallte es weiter aus der Glotze. Freundlicherweise wies man die jungen Konsumenten noch darauf hin, dass sie sich auch bei der „KCN-Bank für Kids“ Geld leihen konnten, falls ihre Eltern gerade keinen Globe mehr für Sergeant Powers übrig hatten. Aber erst ab 6 Jahren...

„Oh, Mann“, seufzte Alf. „Mach die Scheiße aus!“

„Gleich kommt auf KCN „Der kleine Flüsterer“. Diesen Gehirnwäsche-kram für Kinder musst du dir unbedingt mal ansehen.“

„Wenn`s sein muss“, gab Bäumer angewidert zurück.

Und es dauerte nur noch wenige Minuten, dann beglückte KCN (Kid Control Network), der größte Kindersender, den man weltweit empfangen konnte, seine erwartungsvollen Zuschauer mit der Unterhaltungsshow „Der kleine Flüsterer“.

Vor einigen Jahren hatte KCN mit der Serie angefangen, mittlerweile war sie zu einem Kassenschlager mutiert, der sich auch im Erwachsenenfernsehen größter Beliebtheit erfreute und extrem hohe Einschaltquoten hatte.

Die eigentliche Zielgruppe des Senders blieben aber nach wie vor die Kinder. Mittlerweile gab es die skurrile Show in unzähligen Sprachen und allen Erdteilen.

Frank und kurz danach auch Alf, der sich nirgendwo im Zimmer vor der Beschallung aus dem Fernsehgerät erfolgreich verstecken konnte, starrten gebannt und zugleich angewidert auf den Bildschirm: Jetzt war es Zeit für den „kleinen Flüsterer“!

Ein schleimig und aalglatt wirkender Moderator mit blitzend weißen Zähnen und einem ebenso weißen Anzug eröffnete die Show und das Publikum aus kleinen Kindern jubelte und trampelte mit den Füßen.

„Hey, kids! I’m „Funny Paul“! Who are you?“ rief er ekstatisch.

„We are the kids!“ brüllten die kleinen Wichte und tobten begeistert.

So begann jede Folge von „Der kleine Flüsterer“. Dies war die deutschsprachige Version, die man auch hier in Paris, neben etwa 700 anderen Fernsehshows aus aller Welt, empfangen konnte.

Die Kamera schwenkte umher und zeigte abwechselnd Kinder verschiedener Nationalitäten. Die heile „One-World“ - zumindest im Fernsehen wirkte sie vorerst niedlich. Die kindlichen Kandidaten der heutigen Sendung wurden vorgestellt: Die kleine Tina aus Bitterfeld, Tommy aus Hamburg, Robin aus Bremen, Gülay aus Bochum, Kim-Song aus sonst wo...

Jedenfalls brüllten die Kinder vor Freude und Alf fasste sich an den Kopf. „Mach den Mist aus!“ bat er mitleidig.

Doch Frank blieb hart. Zumindest eine Sendung der Unterhaltungsshow, von der die beiden Vollzugsbeamten

geredet hatten, als sie ihn damals nach „Big Eye“ verfrachteten, wollte er sich ansehen.

Nach einer Weile bat der Moderator die kleine Tina, ein süßes Blondchen mit Zöpfen und einem verschmitzten Lächeln auf die Showbühne.

„Du weißt ja, Tina. Wachtmeister Wuff und ich müssen immer aufpassen, dass die Leute keine bösen Dinge über unseren Weltpräsidenten sagen. Deshalb brauchen wir auch die vielen Kinder hier, die uns helfen. Du hast uns letzte Woche gesagt, dass dein Papa was gaaanz Böses über den Onkel Weltpräsidenten gesagt hat und willst heute auch dein Pony gewinnen, oder?“ sagte der Moderator und grinste breit.

„Jaaa, bitte „Funny Paul“, bettelte das kleine Mädchen und klappte die blauen Äugelchen auf.

„Wenn du deinen Papa bei einer gaaanz bösen Aussage erwischt hast, dann sind Wachtmeister Wuff und ich auch ganz stolz auf dich, denn dann hast du uns total geholfen“, flüsterte „Funny Paul“.

Er wandte sich zum Publikum: „Und wem sagt die Tina jetzt die ganzen bösen Worte, die sie bei ihrem Papa gehört hat?“

„Dem großen OOOOhhhrrrr!“ schrien die Kinder und trampelten mit ihren Füßen.

Ein großes Ohr aus Plastik wurde auf die Bühne gefahren und die kleine Tina schaute etwas unsicher darauf.

„Na, komm Tina! Das große Ohr ist doch dein Freund, du kannst ihm alles erzählen“, wisperte der Moderator dem kleinen Mädchen zu.

„Gut!“ hauchte die Kleine zurück und lächelte verlegen. „Ich sage alles“.

Dann flüsterte sie dem großen Plastikohr zu: „Der Papa hat gesagt, der Onkel Weltpräsident ist ein ... ähmm ... Schwein und man soll den Weltpräsident ... ähm ... am besten, auf ihn schießen“.

Sie erzählte noch dies und das und scheinbar hatte sie es sich sogar auf einem rosa Zettelchen notiert. Der Moderator ermutigte sie, wirklich alles zu sagen, es würde ja ihr Geheimnis bleiben und außer dem Publikum und den Millionen Fernsehzuschauern würde es ja keiner mitbekommen. Alles, was die kleine Tina sagte, wurde am unteren Bildschirmrand eingeblendet.

„Oooh!“ stieß der Moderator aus. „Das alles hat der Papa gesagt?“

„Hmmm...ja...“ sagte das Kind.

„Dann ist dein Papa nicht gesund. Er ist krank. Ich glaube, wir müssen ihm helfen, aber erst einmal fragen wir ihn selber. Wir fragen jetzt Tinas Papa, oder Kinder?“ rief „Funny Paul“ und winkte mit den Händen.

„Jaaaaaa!“ brandete es durch das Publikum.

Nun wurde live in einen Raum umgeschaltet, in dem Herr Notmeier, Tinas Vater, hinter einem Tisch saß. Er wirkte augenscheinlich wenig glücklich und lächelte ängstlich in die Kamera. „Funny Paul“ befragte ihn zu den Aussagen, die seine Tochter gehört haben wollte und ihr Vater versuchte, sich stümperhaft heraus zu reden. Er druckste so herum, dass er keine sonderlich gute Figur machte.

Dann kamen ein paar weitere Kandidaten an die Reihe: Tommy, Kim-Song und einige mehr. Alle beichteten dem großen Plastikohr, was sie an „bösen Wörtern“ von ihren

Eltern, Verwandten oder Nachbarn gehört hatten. Dann kam das Finale.

„Weeer war heute der beste „Böse-Wörter-Detektiv“, Kinder?“ schmetterte „Funny Paul“ durch den Saal.

Die Kinder durften abstimmen und wählten Tina zur besten „Böse-Wörter-Detektivin“ der heutigen Show. „Tina! Tina! Tina! Tina!“ hallte es aus dem Fernsehkasten.

Das Mädchen bekam ein Pony als Preis und fiel vor Freude fast in Ohnmacht. Beiläufig erzählte ihr „Funny Paul“ noch, dass ihr Papa jetzt erst einmal für längere Zeit in ein Hotel musste, wo man alles tat, um ihm zu helfen. Aber die Freude über das neue Pony war so groß, dass Tina diesen Satz wohl nur mit halbem Ohr hörte.

Dann stieg ein Mann in einem Hundekostüm und einer Polizeiform eine lange Treppe ins Studio hinab, begrüßt vom frenetischen Jubel des kindlichen Publikums. Es war Wachtmeister Wuff, welcher, wie „Funny Paul“ erwähnte, die „bösen Wörter“ unermüdlich jagt, um die Welt besser zu machen. Er winkte mit seinen Stoffhänden, schwang seinen Polizeiknüppel und seine überdimensionalen Handschellen aus Gummi. Die Kinder johlten.

Zum Abschluss sang er mit den Kindern das „Eine-Welt-Lied“ und alle stimmten fröhlich mit ein. „Funny Paul“ grinste in die Kamera und im Hintergrund hüpfte die kleine Tina noch immer vor Freude über ihr Pony wie ein Flummi auf und ab. Dann endete die Show mit einem „Werblock für Kids“. Frank machte die Glotze aus und drehte sich verstört ab.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar hielten Frank und Alfred abwechselnd Wache am Fenster des Hotel-

zimmers und packten Essensrationen und Ausrüstung zusammen. Um drei Uhr morgens waren sie abmarschbereit, schulterten ihre Rucksäcke, schlossen leise das Hotelzimmer ab und huschten wie schemenhafte Gestalten durch den dunklen Flur in die untere Etage. Das Auto parkten sie einige Häuserblocks weiter in einer kleinen Seitengasse hinter einer schäbigen Mietskaserne.

Sie gedachten, nicht mehr in das „Sunflower“ zurück zu kehren und wollten nach dem Anschlag so schnell wie möglich, ohne dass sie dem Hotelpersonal auffallen konnten, von Paris nach Compiegne flüchten. Leise waren ihre Schritte auf dem Asphalt und langsam ließen sie das „Sunflower“ als dunklen und kleiner werdenden Fleck hinter sich. Diese Nacht war außergewöhnlich kalt, Regen fiel aber glücklicherweise keiner.

Sie bewegten sich mit noch größerer Vorsicht als in der Nacht, in der sie die Tunnel erkundet hatten, denn heute entschied sich alles. Wenn sie eine Polizeistreife erwischte und nach dem Inhalt ihrer Rucksäcke gefragt hätte, wären die beiden Widerstandskämpfer mehr als nur in Erklärungsnot gewesen. Zudem hatten sie Handfeuerwaffen und Nahkampfmesser dabei. Das nahm man selbst im Jahre 2029 nicht einfach mal so eben auf einen Abendspaziergang durch Paris mit. Erneut huschten sie von einer dunklen Ecke zur anderen durch die Gassen. Ihre Baseballmützen hatten sie tief ins Gesicht gezogen und wachsame Augen lugten darunter hervor, überall Feinde und neugierige Beobachter witternd. Sie waren wie zwei Raubtiere, mit gespitzten Ohren und scharfen, kalten Augen.

Das eine oder andere Auto fuhr an ihnen vorbei. An der Abzweigung zur Rue de York, als sie sich im Schatten

eines leerstehenden Ladens postiert hatten, sahen sie plötzlich ein Polizeiauto um die Ecke biegen. Frank und Alf schoss die Panik in die Knochen, trotzdem versuchten sie, unauffällig weiter zu schlendern und taten so, als beachteten sie den Streifenwagen nicht.

Das Brummen des Motors kam näher und die Anspannung wuchs ins Unermessliche. Hätte sie auch nur ein Polizist nach ihren Personalien gefragt oder gar einen Blick in ihre Rucksäcke werfen wollen, dann wären sie gezwungen gewesen, ihn abzuknallen und notfalls jeden Zeugen, der sonst noch da war. Kiloweise NDC-23 und Pistolen trug nun einmal niemand mit sich herum, der sich lediglich Paris ansehen wollte. Das Polizeiauto näherte sich und schien langsamer zu fahren. Es hielt jedoch nicht an und kein Beamter stieg aus. Vermutlich wollte der Fahrer nur einen flüchtigen Blick auf die beiden dunklen Gestalten, wovon es nachts in Paris viele gab, werfen. Das war Glück für die beiden Attentäter, aber sicher auch Glück für den Beamten, denn sie hätten nicht gezögert, ihre Waffen, wenn nötig, einzusetzen.

„Schwein gehabt“, flüsterte Frank leise.

„Gehen wir weiter“, meinte Alf. „Wir sind ja nur brave Bürger“.

„Mit ein bisschen NDC-23 im Säckle...“ Kohlhaas lächelte in sich hinein, schien aber sehr erleichtert zu sein. Bis auf den einen oder anderen Passanten und herumlungern- den Obdachlosen waren die Strassen in diesem Teil von Paris leergefegt. Nach einer weiteren kurzen Hast durch die halbdunklen Gassen hatten sie schließlich den Schachtdeckel vor der leerstehenden Fabrik erreicht, welchen Alfred, nachdem sie aus dem Kanalsystem zu-

rückgekehrt waren, wieder ordnungsgemäß geschlossen hatte.

Erneut stießen sie in die Welt der Pariser Unterwelt vor, diesmal war es jedoch kein ekelhafter, aber ansonsten harmloser Erkundungsmarsch mehr, jetzt war es blutiger Ernst.

Bei dem Gedanken in diesem Gewölbe bis zu den Mittagstunden des 01.03.2029 ausharren und sogar dort übernachten zu müssen, wurde den beiden mulmig. Aber was war, wenn sie auf einmal, wenn alles schnell gehen musste, plötzlich vor Absperrgittern, die erst in den letzten Tagen aufgestellt worden waren, oder gar vor Sicherheitskräften standen. Sie mussten die Lage genau im Auge haben und auf Veränderungen reagieren.

Es war der gleiche Weg wie beim letzten Mal und Ratten und Spinnen erschienen erneut als Begrüßungskomitee in den langen Gängen der Kanalisation. Als sie im ersten größeren Raum angekommen waren, musterten sie noch einmal ihre Ausrüstung, um auf alle eventuellen Zwischenfälle vorbereitet zu sein. Frank blickte geistesabwesend auf sein Nahkampfmesser mit der gezackten Klinge, welches ihm John Throphy von einer seiner Reisen nach Weißrussland mitgebracht hatte, dann steckte er es zurück in den Rucksack.

Die roten Markierungssymbole, die Alf an einige Wände gesprüht hatte, waren nach wie vor da und leisteten einen wichtigen Dienst. Auch die zerstörten Absperrgitter waren nach dem ersten Vordringen in das Kanalsystem zum Glück von niemandem erneuert worden.

Die beiden Männer einigten sich darauf, nicht im direkten Umfeld der Veranstaltung zu übernachten. Wenn Trupps

von Sicherheitsleuten die Gänge vor dem Ereignis durchsuchten, dann in diesem Bereich. Sie entschieden sich für den stillgelegten U-Bahn-Schacht, den sie durch das merkwürdige, gegrabene Loch erreichen konnten. Hier war die Luft nicht ganz so stickig und von irgendwo schien sogar eine frische Böe in den Tunnel hinein zu kommen. Trotzdem war es kalt, widerlich und verdammt dunkel.

„Was ist, wenn hier wieder Leute rumschleichen?“ flüsterte Frank.

„Einer von uns muss aufbleiben und Wache halten, während der andere schläft“, erwiderte Alf. „Ich fange von mir aus an.“

Sie suchten den Schacht nach Feuerholz ab und fanden nach einigen Metern allerlei brennbares Gerümpel, vermutlich die Hinterlassenschaften von einigen Clochards. So entfachten sie ein kleines Lagerfeuer, einen winzigen Ort der Wärme und des Lichtes in dem ansonsten endlosen, gähnenden Schacht.

Kohlhaas ließ sich Alfs Angebot jedenfalls nicht zweimal sagen, wickelte sich in seine Decke ein und ließ sich auf dem unbequemen Boden neben die Schienen nieder, nachdem er zuvor ein paar trockene Bretter und eine alte Plastikfolie dorthin gelegt hatte.

Diese Nacht war furchtbar. Allein in der finsternen Weite des alten Schachtes und selbst dem abgehärteten Bäume bereitere sie Unannehmlichkeiten.

Irgendwann weckte er seinen Freund auf und bat ihn, die weitere Nachtwache zu übernehmen. Verschlafen und genervt richtete sich Frank auf und setzte sich an das glimmende Feuer. Es dauerte nur Minuten, dann war Alfred Bäumer eingeknickt und fing an zu schnarchen. Es

war das einzige Geräusch in den finsternen Gewölbe und Kohlhaas war nach einer Weile froh, es hören zu dürfen. Die Dunkelheit starrte ihn aus der Ferne an und manchmal glaubte er, wieder ein leises Husten oder Weinen irgendwo zu hören, doch in dieser Nacht war der U-Bahn-Schacht leer.

Irgendwann war es 6.00 Uhr morgens. Frank und Alfred stopften sich einige Brote zwischen die Backen, dann begannen sie mit ihrer Erkundungstour.

Sie schlichen ruhig und langsam vorwärts ohne auf jemanden zu treffen. Es waren keine Absperrungen in der Kanalisation repariert oder sogar zusätzlich von der Polizei aufgebaut worden. Zumindest nicht am ersten Tag in diesem Loch.

Den restlichen Teil des 27.02.2029 verbrachten die zwei Männer mit Kartenspielen oder diversen Gesprächen am Lagerfeuer im U-Bahn-Schacht. Später erkundeten sie noch ein paar Seitengänge, um dann schnell wieder zu ihrem mehr oder weniger sicheren Hort zurückzugehen. Sie zogen den alten Metroschacht auch nicht nur wegen der besseren Luft und des Lagerfeuers der Kanalisation vor. Abgesehen von den größeren Hallen mit den Wasserreservoirs waren die Kanalabflüsse sicherlich kein Ort, wo man sich länger als nötig aufhalten wollte.

Die Stunden erschienen ihnen hier unten endlos. Wieder hatten sie eine lange und unbequeme Nacht vor sich und Frank begann als erster mit der Wache, während sich Alfred zum Schlafen bereit machte.

Der junge Mann war selbst müde und knabberte gelangweilt an einigen Chips aus dem Supermarkt. Die Dunkel-

heit um ihn herum machte ihn nervös und er legte weiteres Holz nach, das er auf einem Schutthaufen neben den Schienen entdeckten hatte. So kauerte er vor dem Lagerfeuer, als er plötzlich zusammenschreckte.

Eine blasse Gestalt hatte ihren Kopf aus einer dunklen Ecke jenseits ihres Lagerplatzes aus der Finsternis hervorgehoben. Es war ein Kind, das sich den Finger auf die Lippen presste und damit wohl andeutete, dass sie leise sein sollten. „Pssst!“ glaubte er kurz zu hören, dann war wieder die übliche Dunkelheit zurückgekehrt.

Sein Puls raste. Hastig richtete er den Schein auf den Ort der unheimlichen Erscheinung, doch da waren nur Steine und Müll. Von einem Kind war nichts zu sehen. Er dachte kurz daran, seinen Partner aufzuwecken und ihm davon zu erzählen, doch er schwieg. Da war nichts. Überhaupt nichts...

So war er nach zwei Stunden froh, dass er nun Alfred die Nachtwache übergeben konnte und schlief recht schnell ein. Als er in den frühen Morgenstunden wieder an der Reihe war, leuchtete er zuerst die seltsame Stelle, wo er glaubte, das Kind gesehen zu haben, mit der Taschenlampe aus. Er lief sogar dorthin und suchte noch gründlicher. Doch er musste es sich eingebildet haben, nichts war dort zu finden. Das Feuer flackerte und kämpfte dagegen zu erlöschen. Er musste Feuerholz holen und in der furchterregenden Ecke war nichts – nur Finsternis.

Etwa gegen 8.30 Uhr am nächsten Tag glaubte Alfred Stimmen gehört zu haben. „Ruhig!“ zischte er und tippte Frank an. „He! Hörst du das nicht?“

Kohlhaas schreckte auf und spitzte die Ohren, Bäumer hatte recht. Jetzt hörte er ebenfalls Menschen, die auf französisch irgendetwas riefen. Ihre Stimmen hallten durch die langen Kanäle wieder. Sie mussten vorsichtig sein.

„Ich sehe nach“, sagte Alfred leise.

„Aber pass ja auf!“ antwortete Frank und klopfte ihm auf die Schulter.

Bäumer sprang hoch und kroch leise durch das gegrabene Loch in den Kanaltunnel. Er hechtete den Gang weiter bis zur Gabelung und sprang dann mit beachtlicher Geschwindigkeit weiter in den nächsten. Im Augenwinkel konnte er eines der roten Kreuze sehen, welches er an die schmutzige Wand gesprüht hatte. Die Stimmen wurden lauter, sie kamen wohl aus der größeren Halle mit dem Kontrollraum. Nach einigen Minuten war Alf weit genug in das Gewirr der Abwasserkanäle vorgedrungen und näherte sich dem Raum mit den Wasserbecken. Wieder hörte er jemanden etwas auf französisch rufen. Er schaltete seine Taschenlampe aus und im Nu wurde er von einer unheimlichen Finsternis verschluckt. Dann pirschte er sich weiter an die Geräuschquelle heran.

Jemand hatte in der Halle das Licht angemacht, das den hohen, alten Raum schwach ausleuchtete. Bäumer wagte sich nicht weiter vor und kauerte in einer Ecke des Kanals, der in die Halle führte.

Die Stimmen waren noch ein wenig lauter geworden und kamen aus dem kleinen Raum neben dem Stauraum, den man über die Treppe erreichen konnte. Dann trat ein Mann aus der Kammer und rief einem anderen einige undeutliche Wortfetzen zu. Dies waren vermutlich Arbei-

ter der Stadtwerke von Paris, die hier unten ihren Rundgang machten. Hoffentlich waren sie nicht allzu oft hier.

Nachdem Alfred sie eine Weile beobachtet hatte und einer der Arbeiter mit einer Taschenlampe ein Wasserbecken bis auf den Grund ausgeleuchtet hatte, gingen die zwei Männer über die mit einem Geländer versehene Brücke davon. Sie bogen in einen Nebenraum ab und Alfred hörte sie sich laut unterhalten. Dann verklangen die Stimmen in der Ferne. Der Rebell drehte um und verschwand selbst wieder in Richtung des stillgelegten U-Bahn-Schachtes.

„Hoffentlich ist denen nicht aufgefallen, dass wir hier die Absperrgitter und die Stahltür geöffnet haben“, sagte er leise zu sich selbst.

Die Arbeiter hatten einen gelassenen Eindruck gemacht. Vermutlich war dies nur ein Kontrollgang gewesen, den sie öfters machten, aber keineswegs allzu genau nahmen. Und selbst wenn sie das eine oder andere reparierten, könnten es Frank und Alfred noch in dieser Nacht wieder zerstören und durchlässig machen.

Frank wartete an dem kleinen Lagerfeuer und war erleichtert, als er Alfred durch das Loch in der Wand kriechen sah.

„Verdammt, das hat ja gedauert. Gut, dass das deine Taschenlampe war. Ich hatte schon die Pistole im Anschlag.“

„Das waren Arbeiter, keine Bullen“, sagte Alf und setzte sich wieder neben seinen Freund. „Mal sehen, ob hier morgen noch jemand runterkommt“.

„Wusstest du, dass die vor vielen Jahren mal einen ausgewachsenen Alligator in der Pariser Kanalisation gefun-

den haben?“ unterbrach ihn Frank und sah hämisch zu seinem Mitstreiter herüber.

„Der ist mir jedenfalls lieber als die Sicherheitskräfte“, gab Alf mit einem Grinsen zurück.

Die Nacht, die man hier unten ohnehin nur durch einen Blick auf die Uhr vom Tage unterscheiden konnte, war diesmal für die beiden Rebellen fast entspannt. Wie vor einer Mathearbeit in der Schule, für die man lange gelernt hatte und an deren Unabwendbarkeit man sich bereits gewöhnt hatte. Morgen war sozusagen der Tag der Abiturprüfung. Nur dass sie etwas blutiger und gefährlicher ausfiel, als zu Schulzeiten. Frank und Alfred hielten einmal mehr abwechselnd Nachtwache, wurden allerdings von seltsamen Erscheinungen und eingebildeten oder realen Geräuschen und Besuchern verschont.

Um 6.30 Uhr piepte Alfreds Uhr und riss die zwei Widerstandskämpfer aus ihrem erstaunlich erholsamen Schlaf. Das Lagerfeuer glühte noch vor sich hin, ansonsten war wieder in jede Ritze des Schachtes die kalte Dunkelheit gekrochen.

Langsam erhoben sich die beiden von ihrem Lager und frühstückten ein paar aufgeweichte Toastbrote. Sie schmeckten nicht sonderlich gut, die Erzeugnisse von „Globe Food“, doch als eventuelle Henkersmahlzeit waren sie doch noch zu gebrauchen.

„Wir müssen jetzt schon mal unser Zielgebiet aufsuchen. Wenn heute Bullen hier runter kommen, dann morgens. Wir müssen das im Auge behalten“, erklärte Bäumer und untersuchte die Ausrüstung auf Vollständigkeit.

Den Zeitzünder für die Bombe stellte er mehrfach an und aus. Dann versteckten sie den Sprengstoff unter dem Schutthaufen, nicht dass ihn noch versehentlich ein Obdachloser mitnahm.

Frank Kohlhaas tippte sich derweil noch einmal durch die Dateien des DC-Sticks. Er wollte, obwohl man den Weg jetzt schon zweimal gegangen war, trotzdem auf Nummer sicher gehen.

Wie Kanalaratten, die sich mittlerweile schon in ihrer nassen und finsternen Heimat eingelebt hatten, schlüpfen sie lautlos durch die Abwassertunnel und ließen vor allem bei den größeren Räumen, die wenig Deckung boten, äußerste Vorsicht walten.

Sie tappten weiter durch die Tunnel, meistens nur mit einer Taschenlampe im Einsatz, um keine allzu großen Lichtkegel zu verursachen. Als sie in die größere Halle mit den Wasserpumpen kamen, die Frank an „Moria“ aus dem alten Film erinnert hatte, sahen sie, dass die von ihnen aufgeschweißte Stahltür, über der eine runde, verwitterte Lampe wie das blinde Auge eines Zyklopen in die Halle glotzte, immer noch offen war. Hier schien seit ihrem ersten Eindringen keiner gewesen zu sein oder niemand hatte die erst auf den zweiten Blick erkennbare Zerstörung der Tür bemerkt.

Nach dem Durchlauf durch mehrere Kanäle waren sie ihrem Zielort schon recht nahe gekommen. Jetzt hockten sie sich in eine dunkle Ecke und warteten. Der „Tempel der Toleranz“ und die U-Bahn-Station „Charles de Gaulle“ mussten nicht mehr weit sein. Man hörte die Metro wieder in der Ferne rumpeln. Autos waren heute keine auf der

„Strasse der Humanität“ zu hören, denn sie war bereits seit einem Tag komplett abgesperrt.

Irgendwann am frühen Vormittag vernahmen sie auf einmal aus mehreren Richtungen menschliche Stimmen. Frank und Alfred sahen sich erwartungsvoll an, dann huschte ein Lichtschein direkt über ihren Köpfen hinweg. Er fand jedoch glücklicherweise kein Ziel außer verwitterten Rohren und dem dunklen Schlund eines Nebenschachtes.

Ein Polizist der „GP“, der „Global Police“ kam auf ihren Gang zu und leuchtete die Umgebung ab.

„There is nothing here!“ brüllte er und einer seiner Kollegen, offenbar auch kein Franzose, rief etwas zurück.

„Okay!“ schallte es aus einem anderen Gang in der Nähe des Aufstiegs zum „Tempel der Toleranz“.

„This job is fucked up!“ gab er nur zurück. Offenbar hatte er auch keine gesteigerte Lust in dunklen und stinkenden Abwasserkanälen herum zu krabbeln.

„Check the tunnels in your area!“ erhielt er als Antwort.

Der Beamte richtete den Lichtstrahl seiner Taschenlampe in den gegenüberliegenden Tunnel. Den beiden Männern rutschte derweil fast das Herz in die Hose und sie warfen sich in den stinkenden Rinnsaal des Brackwassers, das zwischen ihnen durchfloss. Der Polizist stand nur noch etwa fünfzig Meter von ihnen entfernt und nuschte irgendetwas in sein Funkgerät.

„Lass uns aus diesem Loch hier verschwinden“, zischte Frank leise.

„Ja, aber vorsichtig...“ mahnte Alf und versuchte, sich geräuschlos umzudrehen.

Während der Sicherheitsmann weiter in sein Funkgerät brabbelte, machten sich Frank und Alfred für einen stillen Rückzug in ein weiter entferntes Areal bereit. Sie schlichen behutsam davon, aber plötzlich glitt Frank auf dem nassen Untergrund aus und rutschte in den dreckigen Rinnsaal hinein. Ein leises „Platsch!“ tönte aus dem Abwasserkanal, der das Geräusch noch vielfach verstärkte.

Jetzt ergriff die beiden die Angst und sie versuchten, sich so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone zu entfernen. Der Kopf des Polizisten schwenkte herum und seine Taschenlampe mit ihm. Sofort sprang ihr Schein wie ein wütender Löwe in Richtung des Tunnels, in dem die Widerstandskämpfer gekauert hatten. Diese waren jedoch schon einige Meter weit gehechtet und man hörte nur noch leise Schritte und das Klatschen von Wasser. Der Lichtschein bohrte sich in den finsternen Schlund und leuchtete den vorderen Teil aus.

„Is there somebody?“ rief der Polizist in das schwarze Rohr.

„Hey, give me a sign! fügte er hinzu.

Dann drehte er sich ab. Sein Funkgerät krächzte und er gab sich Mühe in halbwegs gutem Englisch irgend einem Kollegen zu antworten.

„I thought I heard something. But I think it was a rat...“, gab er zu verstehen.

Kohlhaas und Bäumer hatten sich gerade noch rechtzeitig in einen abzweigenden Gang zurückgezogen und der lustlos wirkende Beamte hatte wohl auch keine Muße, in den stinkenden Kanälen intensiver nach dem Verursacher des Geräusches zu suchen.

„Don't know...Shit“, hörte man ihn leise fluchen, dann ging er weiter in einen anderen Bereich der Kanalisation.

Die beiden Attentäter atmeten auf. Völlig unvorbereitet hatte sie der Lichtschein der Taschenlampe des Beamten überrascht. Um ein Haar wären sie gesehen worden. Sie warteten noch eine Stunde im Schutz der vom Gestank geschwängerten Dunkelheit ab, bis keine menschlichen Stimmen mehr aus der Ferne zu vernehmen waren.

Auf ihrem Weg zum stillgelegten U-Bahn-Schacht, den sie unter größter Anspannung und Vorsicht zurücklegten, waren keine Polizisten oder sonst jemand mehr zu sehen. Die „GPs“, die aus vielen verschiedenen Ländern rekrutiert worden waren, ähnlich den GCF-Besatzungstruppen, hatten wohl doch keinen allzu großen Bezug zur französischen Kultur.

Jedenfalls hielt sich ihr Interesse, die berühmte historische Kanalisation der Metropole Paris intensiv zu erkunden, offenbar stark in Grenzen. Sie machten ihren Job und untersuchten den unmittelbaren Bereich unter dem Platz vor dem „Tempel der Toleranz“, mehr aber auch nicht.

Leute, die aber lediglich „ihren Job“ machten, kamen Frank und Alfred momentan mehr als gelegen. Als sie wieder ihr Lager aufsuchten, war alles noch an seinem Platz. Auch der Sprengstoff, der in etwa zwei bis drei Stunden seinen großen Auftritt haben sollte.

Bombenstimmung

Während Frank und Alf unter der Erde auf den Angriff warteten und die Minuten in einem Zustand größter Nervosität und Anspannung abzählten, glich Paris an der Oberfläche einem Hexenkessel.

Die Eröffnungsrede von Leon-Jack Wechsler, dem Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“, sollte um 13.00 Uhr den Massen präsentiert werden. Die Strassen der Riesenstadt waren jetzt schon, um gerade 11.00 Uhr, vollkommen überfüllt. Eine gigantische Masse von Menschen, schätzungsweise mindestens zwei Millionen, drängte sich in Richtung der „Strasse der Humanität“ und bereits in den frühen Morgenstunden war es zu schweren Zusammenstößen zwischen Besuchern der Veranstaltung und der Polizei gekommen.

In vielen Vierteln der Metropole, vor allem in den Araberghettos, gab es seit dem Morgengrauen des 01.03.2029 blutige Straßenschlachten mit zahlreichen Toten und Verletzten. Über 40 GP-Polizisten waren getötet worden und Hunderte Araber.

Französische Patrioten hatten in der Innenstadt über Nacht riesige Transparente mit Sprüchen wie „Frankreich ist unser Land!“ oder „Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“ an mehreren großen Gebäuden angebracht. Einige wurden erwischt und inhaftiert, drei junge Franzosen sogar von den Beamten erschossen.

Im Pariser Norden drangen bereits am vorherigen Tage bewaffnete arabische Jugendliche in vorwiegend von Franzosen bewohnte Viertel ein, zündeten Autos an oder

versuchten, in Wohnhäuser einzudringen. Hierbei stießen sie mit einer Bürgerwehr französischer Einwohner und der dazwischenprügelnden Polizei zusammen. Es gab über 200 Tote.

Ähnlich blutig verlief auch eine nicht genehmigte Demonstration des „Islamischen Bundes“ im entgegengesetzten Teil der ehemaligen Hauptstadt Frankreichs gegen die Politik der Weltregierung im Nahen Osten. Hier rotteten sich über dreißigtausend Moslems zusammen und ließen sich erst von der „GP“ vertreiben, als diese mit Panzerwagen in die Menge schoss.

Hugo und Baptiste, die Franzosen, welche damals die Versammlung in Ivas besucht hatten, waren bereits seit Wochen in der kochenden Metropole aktiv. Sie hatten zusammen mit vielen anderen, meist noch recht jungen Mitstreitern in den Nachtstunden Zehntausende von illegalen Flugblättern in der Stadt verteilt, in denen sie die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Fremdherrschaft und zum Kampf gegen die Weltregierung aufriefen. Die Männer, welche von Polizeistreifen erwischt wurden, sah man nicht mehr wieder.

An anderen Orten ließen sie ganze Säcke voller Papierschnipsel, die mit rebellischen Aufrufen versehen waren, von den Dächern der Hochhäuser in die Einkaufszonen regnen. Sie hatten verbotene Internetseiten ins Netz gestellt und sogar einen geheimen Radiokanal eingerichtet, der täglich mehrfach Informationen sendete. Den Eingang des „Tempels der Toleranz“ hatten die Widerständler in den letzten Wochen schon mehrfach mit regierungsfeindlichen Sprüchen besprüht. Die Sicherheitsbehörden und die GSA ermittelten noch immer fieberhaft.

Als die Polizei sie in ihrer mobilen Sendestation schließlich geortet hatte, gelang ihnen nur knapp die Flucht. Diese Form des Widerstandes war auch nicht viel weniger gefährlich als Bombenanschläge, denn bei Personen, die als „politisch unverbesserlich“ oder „unheilbar politisch inkorrekt“ eingestuft wurden, folgte am Ende meist auch die Liquidierung.

So riskierten nicht nur Frank und Alfred unten im Tunnelsystem der Großstadt ihr Leben beim Kampf gegen die Weltdiktatur. Auch an der Oberfläche streckten viele, vor allem junge Menschen, ihren Kopf so weit aus dem Sumpf der Angst und Anonymität, dass er abgeschlagen werden konnte. Blutig sollte dieser sogenannte Weltfeiertag werden. Auch ohne den geplanten Bombenanschlag.

Nach der Eröffnungsrede, bei der die Massen den Gouverneur nur auf Videoleinwänden zu sehen bekamen, sollten die Militärparaden der GCF-Truppen beginnen. Presse und Fernsehen waren wie eine Heuschreckenplage über die Stadt hergefallen, um die geschönten Botschaften von einer friedlichen, neuen Welt voller Frieden und Eintracht in alle Länder hinauszuschicken.

Als der „One-World-Song“ aus den Lautsprechern, die überall entlang der „Strasse der Humanität“ angebracht worden waren, um 12.00 Uhr mittags zum ersten Mal abgespielt wurde, war der Anteil der Besucher, der mit sang, geringer, als es sich die GSA-Agenten, die die Menge akribisch filmten, erhofft hatten. Manchmal flogen sogar vereinzelt Flaschen und Steine in Richtung der Lautsprecher und Videoleinwände, die noch keine Bilder zeigten.

Hier griffen die GP-Beamten mit größter Härte durch und zogen jeden Störenfried, der sich in der Menge ausfin-

dig machen ließ, heraus, um ihn in einem Polizeitransporter verschwinden zu lassen.

So war die Stimmung unter den zwei Millionen Zuschauern und den restlichen Parisern, die sich meist in ihren Häusern verschanzten, an diesem Tage relativ gereizt. Trotz der wochenlangen Werbekampagnen der Medien, die das „Fest der neuen Welt“ zum neuen „Höhepunkt der menschlichen Kulturentwicklung“ hochstilisierten.

Die Bevölkerung im Sektor „Europa-Mitte“ hatte in den letzten Monaten teilweise so hohe neue Abgaben und Steuern aufgezwungen bekommen und das soziale Elend war noch stärker angeschwollen, dass sie sich vom „Fest der neuen Welt“ und seinen beschönigenden Sprüchen auch nichts kaufen konnte. Die ethnischen Spannungen wuchsen immer weiter und wenn man durch manche Pariser Vororte fuhr, so konnte man wahrhaft glauben, dass sich nicht nur die Metropole, sondern das gesamte Land am Rande des Bürgerkriegs befand.

Die unruhige Menschenmasse über ihren Köpfen war auch im Untergrund nicht zu überhören. Sie brüllte und schrie und sang und trampelte. Frank und Alfred schienen durch dieses Getöse nur noch nervöser zu werden. Die Zeit rannte mit schnellen Schritten davon und bald schon war es soweit, der Gouverneur war auf dem Weg in die Pariser Innenstadt. Nun galt es: Alles oder nichts!

„Wie spät ist es?“ fragte Frank mit einem unsicheren Flackern in den Augen, während über ihnen der „One-World-Song“ gesungen wurde.

„Drei Minuten nach zwölf, noch etwa eine Stunde“, antwortete Alf und trat das glimmende Feuer aus.

„Dann lass uns gleich gehen“, sagte Kohlhaas, nervös an seiner Kappe herumfingend.

Sie prüften noch einmal die Ausrüstung und Frank tastete gedankenverloren den Sprengstoff, der sich in den blauen Tüten befand, ab.

„Für dich Vater, für dich Schwester“, murmelte er leise und starrte in den dunklen Schacht.

Sie schnallten sich das schwere Gepäck auf den Rücken und luden ihre Waffen durch. Dann begaben sie sich zum Loch, das sie ins Kanalsystem führte, und schlichen hindurch.

Jeder Schritt fiel jetzt schwer und wurde von einem vor Aufregung hämmernden Herzen begleitet. Die Handflächen der beiden Männer füllten sich mit winzigen Bächen aus Schweiß und die Dunkelheit um sie herum starrte sie diesmal noch bösartiger an als sonst.

Ihre Taschenlampen leuchteten ihnen den Weg und sie bewegten sich wie schleichende Katzen auf der Jagd nach ihrer Beute durch die Tunnel der Kanalisation. Die größeren Hallen der Umleitungen und Wasserreservoirs waren leer. Alle Aufmerksamkeit, wohl selbst die der Arbeiter der Stadtwerke, richtete sich auf das gewaltige Massenspektakel an der Oberfläche. Was Frank und Alfred nicht wussten, war, dass alle Angestellten der Stadt Paris an diesem Festtag zwangsverpflichtet wurden, an den Feierlichkeiten teilzunehmen.

Die beiden Rebellen tappten auf leisen Sohlen weiter durch das unterirdische Netz und befanden sich bald am Ausgang des Kanals, wo der GP-Polizist sie beinahe mit seiner Taschenlampe angeleuchtet hatte. Ihre Herzen

pochten wie verrückte Dampfhämmer und Frank glaubte, den Widerhall seines Pulses im Gang hören zu können.

„Um 13.00 Uhr soll Wechsler mit seiner Rede beginnen. Wenn er anfängt, stelle ich die Zeitschaltung der Bombe auf zehn Minuten. Diese Zeit müsste uns reichen, um aus dem Gefahrenbereich zu kommen“, erklärte Alf.

„Einverstanden!“ hauchte Frank, dessen Nerven mittlerweile vollkommen blank lagen.

Vorsichtig präparierten sie die Bombe und machten sie einsatzfertig.

Die schwarze Limousine des Gouverneurs hielt neben dem „Tempel der Toleranz“ an und ein fein gekleideter Chauffeur öffnete die Autotür. Sofort umstellten Sicherheitsbeamte das große, glänzende Fahrzeug und schauten sich um.

Ein blitzender, schwarzer Lackschuh zeigte sich unterhalb der Autotür. Dann folgte der elegante Rest. Leon-Jack Wechsler war angekommen.

Gestern war er noch in London gewesen und hatte bei einer geheimen Versammlung vor den Mitgliedern der Großloge, deren zweiter Großmeister er war, eine Rede gehalten. Jetzt weilte er in Paris, um das „Fest der neuen Welt“ feierlich einzuleiten. London, die am besten überwachte Stadt der Welt, von New York und Washington einmal abgesehen, war die Wahlheimat Wechslers. Hier hatten seine Vorfahren bereits lukrative Bankgeschäfte gemacht, dann wanderte ein Teil seiner Familie nach Chicago aus und schließlich kehrte er mit Anfang dreißig in die ehemalige Hauptstadt des Staates England zurück.

Der Gouverneur lächelte und schüttelte einigen untergeordneten Würdenträgern die Hand. Diese verbeugten sich

vor dem dunkelhaarigen und leicht bucklig wirkenden Mann mit der auffälligen Rundbrille. Der Politiker war Ende vierzig und hatte bereits eine große Karriere hinter sich. Ursprünglich aus dem Bankgeschäft kommend war er dann in zahlreichen Vorständen von Geldinstituten, Medienunternehmen und Energiekonzernen tätig gewesen. Wechsler hatte Macht und getreu seiner Erziehung hielt er nicht viel von Ehrlichkeit und Skrupeln. Notfalls taten es auch Lüge und Heimtücke, denn nur das Ziel war wichtig und es hieß „Macht“.

Er strich sich durch seine nach hinten gekämmten, leicht lockigen Haare und schaute sich mit seinen listigen Augen um. Die Menschenmasse war weit von ihm entfernt, er hatte keinen Bezug zu ihr und wollte es auch nicht.

Er tat, was getan werden musste und sagte die Dinge, die gesagt werden mussten, damit die neue Ordnung leben konnte. Der Plan, sie zu errichten, war von langer Hand vorbereitet worden und duldete keine Abweichungen oder Verzögerungen.

Leon-Jack Wechsler war ein Zahnrad in dieser grausamen Maschine, aber er war ein großes Zahnrad. Das wusste der Politiker und jeder, der ihn kannte, wusste es auch und tat gut daran, nicht seinen Unmut auf sich zu ziehen.

Derweil tickte die Uhr unerbittlich vorwärts, so wie sich das Rad der Geschichte auch immer ohne Pause drehte und dabei die, die ihm nicht folgen konnten, überrollte.

Es war 12.58 Uhr an diesem historischen Tag, der die Neue Weltordnung zelebrierte. Der Gouverneur Leon-Jack Wechsler setzte ein selbstgefälliges Grinsen auf und schritt die Stufen zum Rednerpult hinauf. Zahlreiche Sicherheitsleute versammelten sich rund um die Bühne. Manche

schaute unbeteiligt umher. Sie ahnten sicher nichts böses. Zu viele und zu gut bewaffnet waren sie, als dass jemand ernsthaft gewagt hätte, sie anzugreifen.

Panzerwagen, Hundertschaften von GP-Beamten, GCF-Soldaten und weitere bestens ausgerüstete Riot Control Squads waren hier zusammengezogen worden, um dem Volk notfalls das Heil der neuen Welt aufzuzwingen. Und im Himmel lauerten die gefürchteten Skydragons, die blitzartig wie ein Hammer auf die Massen niederschlagen konnten. Wer sollte dieser Macht trotzen können?

Leon-Jack Wechsler strich seinen schwarzen Anzug aus feinem Zwirn noch einmal glatt und schaute zu den in einiger Entfernung stehenden Zuschauern. Viele mochten ihn tief im Inneren hassen, aber das war im Grunde aus seiner Sicht eher amüsant als gefährlich. Die „Viehherde“, wie er und seinesgleichen die übrige Menschheit oft nannten, war machtlos und das würde sie auch bleiben.

„Meine lieben Menschen der Einen Welt!

Ich bin so unendlich froh, euch heute alle begrüßen zu dürfen. Es sind so viele hier in unserer schönen Stadt Paris. Es ist das „Fest der neuen Welt“, zu dem wir euch an diesem denkwürdigen Tage eingeladen haben und alle seid ihr voller Freude und Erwartung gekommen!“

Die Menge tönte und Wechsler setzte seine Ansprache fort...

Blutmond

Die Stimme des Gouverneurs dröhnte hinab bis in die Tiefe der Pariser Unterwelt. Frank und Alf hasteten wie Raubtiere aus ihrem Versteck im Halbdunkel und postierten die Bombe an der vorher gewählten Position. Über sich hörten sie das Raunen der Masse, die Wechslers Rede verfolgte.

Alf stellte den Zeitzünder ein und als ein leises „Piep“ erschallte, war dies für die zwei Rebellen wie der Startschuss zu einem alles entscheidenden Sprintlauf.

„Sie ist scharf!“ sagte Alf und warf seinem Gegenüber einen ernsten Blick zu. Die Uhr des Todes war angeworfen worden und tickte ihr bösesartiges Lied bis zum blutigen Finale.

Frank Kohlhaas und Alfred Bäumer sprangen wie flüchtende Hasen zurück in den Gang, aus dem sie gekommen waren.

Sie hatten kiloweise NDC-23 aktiviert und in zehn Minuten würde dieser hochexplosive Sprengstoff ein riesiges Loch in den Boden vor dem „Tempel der Toleranz“ reißen.

Der Weg zurück erschien feindlich und die Angst, den bisher so erfolgreichen Plan doch noch durch eine Dummheit gegen die Wand zu fahren, pochte in den Gehirnen der beiden Flüchtenden. Sie jagten mit den Lichtkegeln ihrer Taschenlampen vor sich durch die stinkenden Kanäle und die Räume mit den Auffangbecken hindurch. Der finstere Weg durch die Unterwelt hatte sich mittlerweile in ihren Verstand gebrannt und wie von einem

Dämon gehetzt legten sie ihn schneller zurück als zuvor. Über ihnen nahm das Schicksal seinen Lauf, der Blutmond schwoll an und blickte grimmig auf die „Strasse der Humanität“ hinab...

„Humanität! Was bedeutet dieses großartige Wort?“ rief Wechsler in das Mikrofon.

„Es bedeutet Menschlichkeit! Das oberste Gebot unserer neuen Welt. Gleichheit, Freiheit und Menschlichkeit für alle! Das haben wir den Menschen gebracht. Eine bessere Welt und eine friedlichere Welt. Und das ist der Grund, warum wir heute feiern dürfen.

Er war erfolgreich - der Versuch, diese Welt besser zu machen. Als ich Gouverneur des Sektors „Europa-Mitte“ wurde, gab es für mich immer nur eine Losung: Wir können es schaffen! We can do it!

Natürlich war es nicht immer leicht, den Menschen diese heiligen Werte zu schenken, aber heute sind wir vereint und glücklich. Wir lieben einander und wir sind frei. Und wem haben wir das zu verdanken?

Unserem gemeinsamen Glauben an die Menschli...

BUMM!

Ein gewaltiger Schlag schnitt Wechsler das Wort im Munde ab und riss ihm die nächste Lüge aus der Kehle. Es war so, als hätte sich der Boden aufgetan, um den Teufel selbst hinab in die Hölle zu ziehen. Die Explosion war verheerend und riss ein gewaltiges Loch in den Platz vor dem „Tempel der Toleranz“. Auch die Vorderseite des Gebäudes wurde wie Papier von der Druckwelle zerrissen.

Mehrere Dutzend Sicherheitsleute und Politiker wurden in Stücke gerissen, darunter auch Leon-Jack Wechsler selbst. Ein Regen aus Asphaltstücken, Betonteilen, Holz-

splittern und Fleischfetzen regnete auf die Erde hinab. Wo vorher noch der Gouverneur gesprochen hatte, klaffte jetzt ein qualmender Schlund im Boden, der mit Trümmern und Leichenteilen übersät war.

Frank und Alf jagten weiter durch die Gänge. Der dumpfe Knall der Explosion schallte im dunklen Tunnelsystem von Paris bis in die letzte Ecke. Er war für die beiden wie der zweite Startschuss zu einem noch schnelleren Sprint und so versuchten sie, den Rückweg mit noch verrückterer Hast zu bewältigen.

„Wir haben es geschafft! Jetzt nichts wie raus hier!“ schnaufte Frank und rannte wie von Sinnen. Fast wäre er ausgerutscht, doch Alf hielt ihn fest und zerrte ihn mit sich.

Die Menge schwieg für kurze Zeit, als sie das Ende des Gouverneurs auf den Videoleinwänden erblickte. Polizisten und Soldaten wichen ungläubig zurück und erstarrten für einige Minuten voller Entsetzen.

Einen Schwarm von Journalisten und Kameralenten, die vor der Bühne zu einem dichten Pulk zusammengeschmolzen waren, hatte die Bombe auch erwischt. Einige waren sofort tot, die anderen waren mehrere Meter fortgeschleudert worden und lagen mit abgerissenen Gliedmassen oder schwer blutend auf dem Boden. Ihre Kollegen, die von weiter weg das Geschehen filmten, hielten ihre Kameras jedoch jetzt eifrig auf das blutige Szenario. Der Schrecken, der sich wie sonst die Skydragons, diese gefürchteten Großhubschrauber, auf den Platz vor dem „Tempel der Toleranz“ hinabgestürzt hatte, lähmte die gaffende Menge für eine Weile.

Langsam jedoch verarbeiteten die Gehirne der Menschen die neue Situation und vor allem die Sicherheitskräfte versuchten schnell, auf den neuen Umstand zu reagieren. Funksprüche überbrachten den Polizisten und Militärs hastig und erregt gebrüllte Befehle und Anweisungen, einige Beamte schickte man in die rauchende Kanalisation, damit sie nachsehen konnten, was da unten passiert war.

Widerwillig stiegen etwa ein Dutzend Männer in die Tiefe hinab. Andere wurden zu nahe gelegenen Schachtdeckeln, gerufen, um darunter liegende Gänge zu prüfen. Da allerdings die meisten Gullydeckel rund um den „Tempel der Toleranz“ zuvor aus Sicherheitsgründen zugeschweißt worden waren, verzögerte sich nun der Vorstoß in das Tunnelsystem.

Nach einer Weile waren einige der Polizisten in das Gewirr der Pariser Kanalisation eingedrungen und versuchten, verdächtige Personen ausfindig zu machen. Ihre Rufe und das Geprassel ihrer schweren Stiefel hallten in den Gewölben wieder.

Die beiden Attentäter hatten sich jetzt schon weit entfernt und waren an dem gegrabenen Loch, das in den stillegelegten U-Bahn-Schacht führte, vorbeigesaust. Trotz der roten Markierungen hatten sie allerdings diesmal kurzzeitig einen falschen Kanalgang gewählt und einige Minuten kostbarer Zeit verloren. Dutzende von Polizisten folgten ihnen mittlerweile, doch noch waren sie recht weit entfernt. Die von Panik ergriffenen Rebellen fluchten vor sich hin und kehrten ihrem falschen Weg schließlich den Rücken.

„Ich war gerade voll durch den Wind und bin es immer noch. Das war der falsche Tunnel“, entschuldigte sich Frank völlig außer Atem und schweißgebadet.

„Ja, schon gut. Ich hatte doch extra ein Kreuz an die Wand gesprüht“, knurrte Alf und winkte seinen Partner zu sich.

Sie fanden die Markierung und Kohlhaas tippte sich mit nassen und nervösen Fingern durch die Kartendateien des DC-Sticks: „Der erste Stauraum, den wir gefunden haben, ist nicht mehr weit!“

Sie schlichen noch aufgeregter, aber auf dem richtigen Weg, dem Ausgang entgegen. Doch bis dahin war es noch ein gutes Stück. Vorsichtig näherten sie sich dem Stauraum mit dem Wasserbecken, er musste am Ende dieses Abwasserkanals sein. Nur eine Taschenlampe leuchtete jetzt den Weg, sie wurden zusehends unsicherer. Schweigend huschten die beiden Männer weiter.

Ein seltsamer Lichtschein am Ende des schmutzigen Kanaldurchgangs erwartete sie, kurz bevor sie den Raum mit dem Umleitungsbecken erreichten. Ihnen stockte der Atem, mittlerweile waren sie vollkommen durchgeschwitzt. Jemand musste in dem Raum eine der alten Lampen angemacht haben. Die ansonsten herrschende Dunkelheit, die sie zwar erschreckte, aber auch in Sicherheit einhüllte, war dort auf einmal entwichen. Mit vorsichtigen Bewegungen pirschten sie durch den Schacht. Frank kroch bis zum Ende des Kanals und kauerte sich hin, um die Lage auszuspähen.

Hier war niemand, der Raum war leer. Der junge Rebell drehte sich zu Alf um und winkte ihn heran. „Lass uns hier durchgehen! Wenn wir diesen Raum passiert haben,

können wir uns wieder in den langen Gängen verstecken“, flüsterte er und tastete nach seiner Waffe.

„Aber wer hat das Licht angemacht?“ zischte Alf unsicher.

„Weiß ich nicht, aber wir müssen da durch. Komm schon!“ gab Kohlhaas zurück.

Sie tappten auf leisen Sohlen vorwärts und begaben sich in den unheimlich wirkenden Raum. Hinter dem hohen, eisernen Beckenrand des Wasserreservoirs kauerten sie sich ins Halbdunkel. Plötzlich zerrissen Stimmen und das Poltern von Schritten mit schweren Stiefeln die unangenehme Stille.

Frank schnaufte in seine Atemmaske, die mittlerweile ziemlich verdreckt war und sein Herz schien zu explodieren. Alf starrte ihn mit entsetztem Gesicht an und schluckte leise.

„Come on! Here!“ hörten sie aus einem Abwasserkanal. Die Lichtkegel von zwei Taschenlampen tanzten aus dem dunklen Loch hervor.

„Maybe here is someone?“, schallte es aus dem Gang.

Frank versuchte in diesen Sekunden der höchsten Anspannung ruhig zu bleiben.

„Wenn wir sie abknallen, machen wir hier einen Rieselärm. Das lockt nur mehr von ihnen an“, flüsterte er und Alf sah ihn fragend an.

„Wir sind am Arsch“, erwiderte Bäumer in fast weinerlichem Ton.

„In das Becken. Los!“ fauchte Frank zurück und kletterte leise über die Absperrung. Alfred folgte ihm wortlos.

Wie Fischotter glitten sie in den widerwärtigen Tümpel, der tief genug erschien, um sich kurz verstecken zu kön-

nen. Kohlhaas tastete sein Nahkampfmesser ab und Alf warf ihm einen verzweifelten Blick zu. Die Schritte waren jetzt ganz nahe, sie holten tief Luft und sogten einen furchtbaren Gestank ein. Dann verschwanden sie in dem schwarzen Wasserloch. Frank schloss die Augen und versuchte, an nichts zu denken. Das hier war wirklich abartig, aber immer noch besser als tot zu sein. Ein Lichtschein streifte die Wasserdecke, ansonsten war es dunkel und er wollte gar nicht genauer wissen, was sich hier alles in dieser Brühe befand.

„Come on, check this dirty reservoir room!“ klang es durch das Brackwasser.

Jetzt erkannten sie einen der Polizisten. Der andere lief um das Becken herum und schien in die Ecken des Raumes zu leuchten, dann lief er in einen Nebengang.

Die Zeit erschien endlos und Frank wurde langsam übel, er hätte sich am liebsten übergeben. Ähnlich erging es seinem Freund.

Der Polizist sprach unverständliche Wortketten in sein Comm-Sprechgerät.

Frank tauchte kurz auf und reckte seinen Mund aus der dunklen Brühe, er probierte leise, ein wenig Luft zu holen und hörte den Beamten weiter nuscheln.

„Verschwinde hier endlich“, dachte er sich, doch der Polizist wartete auf irgendetwas, ging noch einmal durch den Raum, um das Wasserbecken herum und lehnte sich dann mit dem Rücken an die eiserne Absperrung.

Die beiden Männer versuchten, sich durch Gesten oder Blicke zu verständigen, aber die Brühe war so schmutzig und dunkel, dass dies unmöglich war. Frank gedachte jetzt, auf eigene Faust zu handeln. Der Polizist stand immer

noch am gegenüberliegenden Ende des Beckens an den eisernen Rand gelehnt und rief seinem Kollegen, der offensichtlich noch weiter in den Abwasserkanal vorge-drungen war, hinterher: „Did you find something?“

„Only rat shit here!“ kam es schallend zurück.

Mehr konnte Kohlhaas nicht verstehen. Weiß Gott, wo-her diese Beamten kamen. Franzosen oder Engländer schienen sie jedenfalls nicht zu sein. Frank stieß sich leise vom Beckenrand ab und tauchte wie ein Aal durch das Brackwasser. Solange der Polizist in dieser günstigen Position stand und der andere weg war, musste er handeln.

Der junge Mann tastete nach seinem Nahkampfmesser, zog es aus der Verkleidung und wartete einige Sekunden, während der Beamte wieder etwas in sein Funkgerät brabbelte. Der Rucksack auf Franks Rücken, der um seine tödliche Bombenfracht erleichtert worden war, nervte ihn jetzt, denn er störte ihn bei seinen Bewegungen unter Wasser.

Wie ein Krokodil, das den ganzen Tag im finsternen Was-ser auf die Gazelle gewartet hatte, die zur Grenze seines Reiches zum Trinken kam, fühlte er sich jetzt. Er stieß sich vom Boden des Beckens ab und sprang die eiserne Ab-sperrung hoch.

Das plötzliche Plätschern des Wassers hinter ihm ließ den Polizisten zusammenzucken und er griff verstört nach seinem Maschinengewehr, um es zu entsichern, doch Frank war schneller.

Er rammte sein Messer tief in den Nacken des Beamten und sprang auf den Boden neben dem Wasserbecken. Sein Gegner keuchte und taumelte verwirrt umher. Kohlhaas sprang ihn in diesem Moment von hinten an und hielt ihm

den Mund zu, damit er nicht allzu viel Lärm machen konnte. Mittlerweile war auch Alf aus dem Becken herausgeklettert und hielt seine Nahkampfwaffe nervös zuckend in der Hand. „Unnnghh!“ stieß der verletzte Polizist heraus und Frank rammte ihm das Messer erneut in den Hals, während er den Mann nach hinten zog. Doch dieser zappelte immer noch und versuchte, seinen Angreifer irgendwie abzuschütteln. Plötzlich sah er sich auch Alf gegenüber, der ihm sein Messer wuchtig in die Brust stieß. Der Beamte brach zusammen und gab seinen Widerstand auf. Die beiden Männer zogen seinen schweren Körper einige Meter fort und ließen ihn liegen. Sie hörten die Stimme des anderen Polizisten, der erneut etwas aus dem Kanal rief und zurückzukehren schien. Bevor er den Tod seines Kollegen bemerkte, mussten die beiden Rebellen jetzt schnellstens verschwinden.

Glücklicherweise war ihnen der Weg aus dem Stauraum in Erinnerung geblieben, obwohl die Angst ihnen die Kehlen zudrückte und die Sinne vernebelte. Sie hasteten ins Dunkel eines Tunnels hinein und waren nicht mehr zu sehen.

Als sie sich schon ein Stück vom Stauraum entfernt hatten, hörten sie einen Schrei aus der Ferne. Vermutlich hatte der andere Polizist bemerkt, dass der Raum doch nicht leer gewesen war.

Sie schlichen sich davon und waren bald am Schachtdeckel angelangt, der sie ins Freie führte. Nass, stinkend und mit Blut besudelt krochen sie an die Oberfläche. Glücklicherweise hatten sie ihre Jacken dabei, die wie der Rest ihrer verbliebenen Ausrüstung vollkommen durchnässt waren und unangenehm rochen. Sie streiften sie über, um

die auffälligen Blutspritzer auf ihrer Kleidung zu verdecken.

Als sie das Kanalsystem verließen und ihnen eine frische Brise ins Gesicht schlug, fühlten sie sich erleichtert.

Es war vollbracht, sie hatten Wechsler erledigt, ihr Plan war aufgegangen. Jetzt mussten sie nur noch ihr Auto erreichen, um aus der Metropole, die langsam das Chaos ergriff, zu fliehen.

Die beiden Attentäter hasteten durch die Strassen. Sie wurden kaum beachtet, da sich um sie herum Paris in einen Hexenkessel verwandelte. Trauben von Menschen hatten sich überall gesammelt und liefen über die Strassen, Autos hupten und aus dem Fenster eines Hauses dröhnte eine Nachrichtensendung aus einem Radio, in der ein aufgeregter Reporter auf französisch über die neuesten Ereignisse berichtete.

Frank und Alf bewegten sich schnell und wurden doch kaum eines Blickes gewürdigt. Nach einer Weile hatten sie die Nebenstraße erreicht, in der sie ihr Auto geparkt hatten. Man hatte es zum Glück in der Zeit ihrer Abwesenheit weder aufgebrochen noch gestohlen, was im Paris dieser Tage keineswegs eine Selbstverständlichkeit war.

Kurz tauschten sie die verdreckten und schmutzigen Sachen gegen die wenigen Ersatzkleider aus, die noch im Kofferraum lagen. Den verdreckten Stoff warfen sie in eine Mülltonne, starteten den Motor und fuhren davon. Es dauerte, denn viele Strassen waren abgesperrt oder durch Menschenmassen verstopft. Es war nervenaufreibend, doch letztendlich kamen sie heil auf eine der Strassen,

welche sie aus dem Hexenkessel Paris hinausführte. Die Innenstadt hinter ihnen verschwand langsam, Frank und Alfred atmeten auf.

Steffen de Vries war bereits in Compiègne am vereinbarten Treffpunkt gelandet und wartete nervös in seinem Transportflugzeug auf ihre Ankunft. Er hatte einige Zeit früher mit ihnen gerechnet und ihm war zunehmend mulmiger geworden. Endlich erreichten Kohlhaas und Bäumer das rettende Feldstück, auf dem de Vries Maschine stand und sie konnten sich wieder in die Lüfte erheben, um nach Ivas zurückkehren.

Den Leihwagen befreiten sie vor dem Abflug noch von seiner Fahrzeugnummer und fackelten ihn ab, nachdem sie ihn ein Stück in den Wald gefahren hatten, um ihn vor neugierigen Blicken zu verbergen. Er brannte völlig aus und niemand war je in der Lage, das verkohlte Wrack einem Besitzer zuzuordnen.

Als sie den Belgier begrüßten, schien er mehr als beeindruckt und zugleich erleichtert zu sein. Er schüttelte ihnen freudig die Hände und umarmte sie herzlich. Das Radio hatte ihn seit dem Anschlag schon genauestens über die Vorgänge in Paris informiert. Vollkommen erschöpft verkrochen sich Frank und Alf im Laderaum des Flugzeugs und ließen den Flug in die Heimat an sich vorbeiziehen.

In der ehemaligen Hauptstadt des Staates Frankreich hatte sich die Lage derweil dramatisch zugespitzt. Als die Menge das Ende des Gouverneurs auf den zahlreichen Videoleinwänden erblickt hatte, herrschte mehrere Minu-

ten ein seltsames und verwirrtes Schweigen auf der „Strasse der Humanität“.

Viele konnten es nicht fassen und wussten nicht, wie sie mit dem unvorhergesehenen Ereignis umgehen sollten. Die Sicherheitskräfte ermahnten die Menschenmasse, ruhig zu bleiben und Panzerwagen rollten aus den Nebenstrassen drohend in Richtung des kochenden Menschenbreis.

Nach einer Weile hörte man die ersten Zuschauer klatschen und zustimmend johlen. Die Menge wurde von einer tumultartigen Unruhe ergriffen und bald begannen die ersten Auseinandersetzungen .

„Gut, dass das Schwein tot ist!“ hörte man aus verschiedenen Ecken des Menschenteppichs, wobei es dem Rufenden wohl in diesem erregten Moment egal war, dass ihn die Kameras der GSA-Agenten filmten.

„So müsste auch der Weltpräsident enden!“ erschallte es von anderer Stelle über die Köpfe der Zuschauer hinweg. Dann nahmen derartige Rufe immer weiter zu. Irgendwo stampften Jugendliche rhythmisch auf und sangen die verbotene Nationalhymne des alten Frankreichs. Viele der um sie herum stehenden Menschen stimmten in den Gesang mit ein, obwohl manche den Text nicht mehr richtig kannten, da er ja überall aus dem öffentlichen Bewusstsein verbannt worden war.

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“ tönte es aus dem hinteren Teil der gigantischen Masse. Die Rufe wurden von immer mehr Menschen getragen. Hunderte stimmten in den wütenden Chor mit ein und bald erbebte die „Strasse der Humanität“ unter dem dröhnen- den Gebrüll tausender Kehlen.

Es war ein seltsames Bild, diese Menschenmenge, welche die Strassen verstopfte und langsam aber sicher außer Kontrolle geriet.

Vielen der Anwesenden sah man ihr freudloses und von Armut geprägtes Leben an und so war es auch kaum verwunderlich, dass sich in nicht wenigen von ihnen in den letzten Jahren Unmut breit gemacht hatte. Ein Großteil des Pariser Volkes bestand mittlerweile aus schlecht bezahlten Gelegenheitsarbeitern und Tagelöhnern.

Die Gehälter waren meist so gering, dass man gerade eben nicht verhungerte und die hohen Mieten für die überwiegend schäbigen Wohnungen mit Mühe aufbringen konnte.

Viele der Anwesenden kannten das nagende Gefühl eines leeren Magens. Die Lebensmittelpreise und die Gebühren für Strom, Heizung und Wasser waren seit 2018 ebenfalls stetig angehoben worden.

Hunderttausende Einwohner der Stadt waren bereits gänzlich durch das soziale Netz gefallen und lungerten als Obdachlose überall herum. Sie erfroren im Winter oder verhungerten einfach. Eine soziale Notversorgung gab es nicht mehr, die Regierung hatte sie infolge der hohen Staatsverschuldungen weltweit abgeschafft. So war es kein Wunder, dass nun Proteste laut wurden.

Doch nicht wenige Menschen hielten sich auch jetzt noch inmitten des Tumultes zurück und blieben still. Sie blickten verängstigt in die überall stationierten Kameras, trotteten verstohlen vom Ort des Geschehens fort und verschwanden in den Nebenstrassen.

So trennte sich im Verlauf der folgenden Stunden die Spreu vom Weizen. Es war erstaunlich, wie viele Bürger

plötzlich den Mut hatten, ihre Stimme zu erheben. Die Anonymität innerhalb der Menschenmasse schien ihnen Courage zu verleihen.

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“

Der Chor des ohnmächtigen Protestes wurde mit der Zeit immer lauter. Irgendwo in der Menge fielen Franzosen und Einwanderer übereinander her, da letztere ihre eigenen Forderungen, die sich zwar auf den Islam bezogen, der Weltregierung aber ebenso feindlich gesinnt waren, zum Besten gaben.

Innerhalb von Minuten brach ein blutiges Handgemenge aus. Die Streitenden schlugen sich mit Flaschen und Steinen, Messer wurden gezückt und erste Schüsse fielen. Die Polizei und die GCF-Soldaten, welche die Massen einkreisten und von Panzerwagen flankiert wurden, drohten per Lautsprecher, sofort die regierungsfeindlichen Ausrufe einzustellen.

Doch Menschenmengen haben ihre eigene Dynamik. So mag der Einzelne oft kleinlaut und feige erscheinen, doch als Teil der Masse fühlt er sich stark, sicher und mutig. Die Anweisungen der Beamten wurden weitgehend ignoriert und bald standen sich Polizei, Soldaten und GSA-Beobachter und der vor sich hin kochende Strom aus Menschen wie zwei verfeindete Heere gegenüber.

Die GP-Truppführer brüllten jetzt den Befehl zur „Fixierung von aufrührerischen Personen in der Menschenmenge“ in ihre Funkgeräte und einzelne Trupps von Beamten, die mit schweren Körperpanzerungen ausgerüstet waren,

knüppelten sich ihren Weg durch die aufgebrachte Menge, um Störenfriede, die von den Kameras identifiziert worden waren, festzunehmen.

Die Lage eskalierte immer mehr. Die angreifenden Beamten wurden mit Flaschen, Pflastersteinen oder auch nur bloßen Fäusten empfangen und prügelten ihrerseits hemmungslos jeden nieder, der sich ihnen in den Weg stellte.

Das Geschrei der Masse wurde jedoch trotz dieser brutalen Vorgehensweise immer lauter. Ja, umso mehr Menschen von den Knüppeln der Beamten niedergehauen wurden, umso mehr Menschen stiegen an anderen Orten des Menschenmeeres mit in den Protestchor ein.

Um 18.00 Uhr am 01.03.2029 flogen in einer Nebengasse der „Strasse der Humanität“ die ersten Molotow-Cocktails auf Beamte und Panzerwagen, diese eröffneten das Feuer und durchsiebten ihre Angreifer mit Kugeln. Im Gegenzug bewaffneten sich die aufgebrachten Bürger notdürftig. Mit Knüppeln und Messern wurden die Beamten angegriffen und es gab die ersten Toten.

Jetzt weitete sich die Gewalt wie eine Seuche aus und ergriff einen Großteil der auf der „Strasse der Humanität“ versammelten Besucher.

Die letzten Warnungen, die die Polizeibeamten durch die Lautsprecher brüllten, wurden von der mittlerweile tobenden Menge kaum noch wahrgenommen und sie antwortete erneut mit der alten französischen Nationalhymne, die mit Enthusiasmus gesungen wurden.

Der aufbrausende Gesang wirkte wie eine Woge der Emotionen und ergriff das menschliche Massengebilde in seiner Ganzheit. Der alte Boden der Pariser Prachtstrasse erbebte unter dem lauten Schall des verfemten Liedes. So

etwas hatte die frühere Hauptstadt des vernichteten Staates Frankreich seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt.

Die Panzerwagen kamen jetzt näher und die GCF-Soldaten und Polizisten gingen in Stellung. Es dauerte nur wenige Minuten, dann schmetterte der GCF-Commander den Feuerbefehl in sein Funkgerät. Das Gemetzel nahm seinen Lauf.

Während die Masse in trauriger Eintracht die der Weltregierung verhasste und streng verbotene alte Hymne sang, wobei sich erstaunlich viele Menschen an den vergessenen Text erinnern konnten, hämmerten die ersten Schüsse in die Menschenwand hinein.

„Tac! Tac! Tac! Tac!“ donnerte es und einige der Singenden brachen getroffen zusammen.

Dann fegte ein wahrer Feuerhagel durch die ersten Reihen der Besucher hinter den Absperrungen, ab jetzt wurde hemmungslos geschossen. Die Panzerwagen setzten sich entschlossen in Bewegung und richteten ihre Maschinenkanonen auf die zahlreichen Ziele.

„Tac! Tac! Tac! Tac!“ schallte es mit metallischem Nachklang über die Strasse, die angeblich der Humanität gewidmet war.

Wie eine Sense hieben die Salven der Gewehre große Stücke von Leichen aus der Menschenmenge, die jetzt in Panik geriet. Das alte französische Nationallied verstummte und wurde mit den entsetzten Schreien der Flüchtenden vertauscht.

Die Soldaten und Polizisten konnten bei der großen Anzahl von Zuschauern kaum ihre Ziele verfehlen und sie

machten ihren Job, ihre Arbeit, gründlich und befolgten die Befehle ihrer Commander.

Die meisten waren keine Franzosen und wenn sie von der Masse in diesem fremden Land attackiert wurden, dann mussten sie den Aufstand eben niederschlagen. Und das taten sie.

Zu Hunderten bedeckten blutende Körper schon nach wenigen Minuten den Asphalt der „Strasse der Humanität“. Die Sicherheitskräfte stießen weiter in geschlossener Feuerlinie vor und schossen sich ihren Weg durch das Meer von Männern, Frauen und Kindern. Vor allem die schweren Vollmantelgeschosse der Panzerwagengeschütze waren verheerend.

Schon bald flohen die vor Angst schreienden Pariser in alle Richtungen. Absperrgitter wurden eingerissen, Autos umgeworfen und viele trampelten sich gegenseitig tot. Dahinter marschierten die Soldaten wie eine sich langsam bewegende Wand des Todes und schritten dabei über unzählige zerschmetterte Körper.

Dann erhielten die Sicherheitskräfte einen neuen Befehl. Die widerspenstige, aber wehrlose Masse, war von ihnen aufgerufen worden und glich dem gigantischen, fliehenden Perserheer in der Schlacht von Gaugamela, welches die Phalanx Alexanders des Großen erfolglos bestürmt hatte. Die Feuerlinie aus Polizei und Militär hielt an, die Panzerwagen stoppten.

„Die Skydragons kommen! Haaaalt!“ brüllte einer der übergeordneten Offiziere in sein Comm-Sprechgerät und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Tötungsarbeit hatte ihn angestrengt.

Befehle wurden durchgegeben und die gefürchteten Skydragons erhoben sich vom im Pariser Westen gelegenen Militärstützpunkt aus in die Lüfte. Es dauerte nicht lange, da sahen die Piloten auf den winzigen aufgescheuchten Ameisenschwarm unter sich herab, der durch die Straßen flüchtete. Die Hubschrauber verringerten ihre Flughöhe und ließen die Gatling-Maschinenkanonen aus ihrem Bauch herausfahren, zusätzlich zu den schwenkbaren Granatenwerfern an ihren Seiten.

„Fertig! Wir sind feuerbereit!“ kam es vom Commander der Skydragon-Staffel.

„Dann feuern sie endlich!“ schallte es aus seinem Comm-Sprecher.

Der Truppführer zögerte einige Sekunden, so als ob er kurz darüber nachdachte, was er da tat. Doch letztendlich erinnerte er sich daran, dass dies nun einmal sein „Job“ war, der erledigt werden musste.

Er war aus Usbekistan und hieß Alexander, seine Vorfahren stammten aus der Ukraine. Seit drei Jahren war er bei den GCF und das war sein erster Einsatz, der so etwas von ihm abverlangte. Er machte die Granatenwerfer feuerbereit und schaltete seinen Verstand so gut es ging aus.

„Scheiß drauf, ein anderer würde es sonst machen“, dachte er sich und die Bezahlung bei den GCF-Truppen war ja immerhin überdurchschnittlich gut. Gut für ihn, seine Frau und seine drei Kinder, deren Mäuler er zu stopfen hatte. Und jeder Job hatte nun einmal seine Schattenseiten.

Die Granaten wurden losgeschickt und fanden viele Ziele, die versuchten davon zu rennen. Dann eröffnete das

Dutzend Skydragons das Feuer und richtete ein wahres Massaker an.

Die schweren Kugeln durchschlugen Knochen und Fleisch, begleitet von einem erbarmungslosen, metallischen Geratter. Schädel wurden zerfetzt, Körper von Geschossen durchschlagen und Menschen wie Grashalme niedergemäht. Über eine Stunde lang. Wen die automatisierte Zielerfassung des Hubschraubers anvisierte, für den gab es kein Entrinnen mehr.

Wo die Skydragons gewütet hatten, zeigte sich ein grausames Bild. Unzählige Menschen tränkten die „Strasse der Humanität“ mit ihrem Blut, wer noch lebte, war schwer verletzt, mit zerschossenen Gliedmaßen oder zerrissenem Leib.

Alexander, der Familienvater, glaubte im Augenwinkel einen Mann zu erkennen, dessen Kopf halb abgerissen war und der trotzdem noch versuchte, vorwärts zu kriechen und eine blutige Spur hinter sich herzog. Es war ein furchtbarer Anblick. In diesen Sekunden wurde sein Verstand kurzzeitig von Zweifeln überschwemmt, doch er riss sich zusammen. Es musste getan werden, es war ein Befehl und ihm blieb keine Wahl, als zu töten. Dann feuerte er weiter auf die „Ameisen“ unter sich.

Während Polizisten, Soldaten und Panzerwagen in andere Stadtteile abberufen wurden, um Aufständische zu eliminieren, neigte sich der Tag dem Ende zu.

Die Unruhen allerdings sollten noch zwei weitere Wochen andauern, viele Unzufriedene griffen in ihren Wohnvierteln die örtlichen Polizeistationen an oder gingen auf lokale Politiker los. Der Hauptverwalter von Paris, Richard

de la Croix, wurde im Verlauf der Wirren von Unbekannten auf offener Strasse erschossen.

Brennende Autos und Häuser, feuernde Panzerwagen und Polizisten prägten für Tage das Straßenbild in vielen Teilen der wütenden Metropole.

Irgendwann jedoch war die Ordnung wiederhergestellt. Die Mächtigen, die häufig die Lüge als Waffe benutzten, hatten in diesem Fall ihren Bruder konsultiert: den Terror. Und er war erfolgreich. Der unbeschränkten Rücksichtslosigkeit der Sicherheitskräfte war auf Dauer auch der verzweifelte und tapferste Kämpfer nicht gewachsen.

Etwa 40000 Menschen starben bei den Unruhen und Straßenkämpfen am 01.03.2029 und in den Wochen danach. Zudem mehrere Hundert Polizisten und GCF-Soldaten.

Paris war im Blut ertränkt worden, nun kehrte wieder Ruhe ein.

Bei ihm

Es war schon recht spät. Mr. Morris, 56 Jahre alt und einer der Sekretäre des Weltpäsidenten, musste sich beeilen, immerhin war dieser Termin äußerst wichtig. Sein Taxi hatte sich vom Flughafen von New York seinen Weg durch die überfüllte Innenstadt gebahnt. Jetzt aber drängte die Zeit wirklich.

Mr. Morris eilte durch die riesige Haupteingangstür eines gigantischen Wolkenkratzers und hechtete zum Aufzug. Die Uhr tickte, doch schließlich erreichte er gerade noch rechtzeitig den 33. Stock des Gebäudes.

„Kommen Sie rein, Mr. Morris!“ tönte es aus dem luxuriös ausgestatteten Büroraum in der obersten Etage des Wolkenkratzers.

„Guten Tag, Herr Weltpäsident!“ Der Mann mit den grauen Schläfen und dem ebenso grauen Anzug lächelte unsicher und unterwürfig.

Sein Gesprächspartner schaute aus dem Fenster hinab in die Strassen der Stadt und drehte sich nicht um.

„Ich habe hier die neuesten internen Nachrichten aus Paris...“ sagte Morris gehetzt.

„Und?“ erwiderte der Weltpäsident.

„Ja, die Lage ist ernst, so wie mir die GSA-Leute berichtet haben“, schnaufte der ältere Herr, der noch leicht außer Atem war.

„Ist sie das?“ kam zurück.

„Ja, Herr Weltpäsident. Vertrauliche Studien...“ erklärte Morris, dann wurde er unterbrochen.

„Wo sind Sie bei uns eigentlich organisiert?“, fragte ihn der Weltpräsident und starrte weiter auf das hektische Gewirr von Autos und Menschen zwischen den massigen Bankhäusern der New Yorker Innenstadt.

„Wie meinen Sie das?“ antwortete sein verwirrter Gesprächspartner, welcher noch immer halb in der Tür stand.

„Welche Loge, Mr. Morris?“ erläuterte der Präsident.

„Äh...Ich bin bei den „Söhnen des Berges“. Die Loge heißt „Söhne des Berges“, San Francisco, Herr Weltpräsident“, stammelte Morris verdutzt.

„Grad?“ gab der Mann am Fenster zurück.

„Äh, ich bin im 4. Grad. Weiter kam ich bisher nicht“, stotterte der Sekretär.

„Naja, vielleicht reicht das ja auch für Sie aus, Mr. Morris.“

„Ich wollte über Paris...“ wieder wurde der ältere Mann unterbrochen.

„Die „Söhne des Berges“ – einer meiner Neffen ist dort“ flüsterte der Weltpräsident.

Sein Diener versuchte erneut, die Unterhaltung wieder auf die Vorgänge in Paris zu lenken. Der Weltpräsident stöhnte und bat ihn, damit aufzuhören.

„Hören Sie, Mr. Morris. Ich weiß, was vorgefallen ist und es interessiert mich keinen Furch“, sagte er leise. „Nicht einen verdammten Furch! Glauben Sie, dass jetzt die große Revolution gegen uns ausbricht, Mr. Morris?“

Der Weltpräsident wirkte fast amüsiert. „Leon-Jack Wechsler ist tot. Seinen Nachfolger habe ich heute morgen bestimmt. Mehr möchte ich zu diesem unwichtigen und langweiligen Kinderkram nicht sagen.“

„Aber die Terroristen haben einfach...“ versuchte Morris mit unsicherer Stimme zu erklären.

Der Weltpräsident schien ihn nicht zu hören. Ungerührt blickte er aus dem riesigen Fenster seines Luxusbüros: „Bringen Sie mir einen Orangensaft, Mr. Morris, und stellen Sie ihn auf den Schreibtisch!“

„Ja, Sir!“ stammelte sein Sekretär und verschwand. Nach einigen Minuten war er wieder zurück und stellte das Glas Orangensaft auf den Schreibtisch.

„Danke!“ sagte der Vorsitzende der Weltgemeinschaft, drehte sich aber immer noch nicht um.

„Glauben Sie, dass wir da sind, wo wir jetzt sind, weil wir uns durch Kleinigkeiten wie den Zwergenaufstand in Paris jemals haben beeindrucken lassen?“ fügte er mit sachlicher Stimme hinzu.

„Ja, ich weiß nicht“, Morris wurde zunehmend unsicherer.

„Wir sind die Herren der Welt aus zwei Gründen. Erstens: Weil wir Diener wie Sie haben, Mr. Morris. Zweitens: Weil der alte und große Plan, diesen Planeten zu unterwerfen, perfekt und vollkommen ausgereift ist und keine Schwachstellen oder Fehler kennt.“

Der Sekretär starrte den Weltpräsidenten mit verwundeter Miene an.

„Mr. Morris, Sie sind als Mitglied der Loge der „Söhne des Berges“ an Ihrem Platz, ich bin als Weltpräsident an meinem Platz. Was in Paris geschehen ist, ist eigentlich gut...“ fuhr er fort.

„Wie meinen Sie das?“, der Sekretär war verwirrt.

„Nun, jetzt können wir den Massen sagen, wie gefährlich der Terrorismus geworden ist und dass nur eine noch

schärfere Überwachung sie beschützen kann. Die Medien werden es wie ein Mantra in ihre hohlen Köpfe hämmern, ständig wiederholen und predigen bis selbst die Tierherde es verstanden hat“, sagte der Präsident.

Dann erklärte er: „Mr. Morris, niemand hat es je geschafft, uns aufzuhalten. Über die Jahrzehnte, ja Jahrhunderte ist unsere Macht gewachsen und gewachsen. Wir haben tiefe Wurzeln geschlagen, wie eine Krankheit, die man nicht mehr ausrotten kann, weil sie sich schon bis in den letzten Winkel des Körpers verbreitet hat.

Wir haben Könige gestürzt und Völker vernichtet, wenn sie sich uns entgegen gestellt haben. Wir haben diesen Erdball perfekt infiltriert und es gibt für niemanden ein Entkommen.

Im Jahre 2018 haben wir uns die Maske vom Gesicht gerissen und uns der Welt gezeigt, doch sie hielt still und ließ sich fressen. Wie das Kaninchen in seiner Angststarre vor der Schlange, verhielten sich die Völker.

Die alten Schriften haben es prophezeit und so ist es eingetroffen. Der große Plan konnte Wirklichkeit werden und er ist Wirklichkeit geworden. Und jetzt wollen wir der Welt die Sklaverei bringen, die sie verdient. Jetzt wollen wir herrschen, so wie es vorausgesagt wurde“.

„Aber vielleicht war das Vorgehen in Paris nicht richtig?“ warf Morris in den Raum.

Der Weltpräsident, der ihn nach wie vor stehen ließ und ihm nur den Rücken zuwandte, räusperte sich und hielt dagegen: „Nicht richtig? Natürlich war es richtig. Die Massen sollen doch wissen, dass wir sie beherrschen. Sie sollen uns ruhig hassen, aber vor allem auch fürchten. Die

alte Welt ist zertrümmert und wird sich nie mehr aufrichten können. Und die neue Welt ist unsere Kreation.

Ja, wir wollen unsere Macht offen zeigen, so wie es sich die Alten immer gewünscht haben, als sie noch gezwungen waren, im Verborgenen zu wühlen und ihre Fäden zu spinnen. Wir brauchen das nicht mehr, denn wir sind die Herren dieser Erde. In unseren Händen liegt alle Macht der Welt und das Mal der Unbesiegbarkeit ziert das Banner unserer Neuen Weltordnung“.

„Ich glaube Ihnen, Herr Weltpräsident“, hauchte Morris leise vor sich hin.

„Nein, ich weiß, dass Sie das tief im Inneren nicht tun, aber das spielt keine Rolle. Denn was Sie glauben, hat keine Bedeutung“, unterbrach ihn sein Herr. „Die Menschen glauben ja auch viel, doch es ist vollkommen irrelevant. Sie glauben an eine bessere Welt, an die Rettung, an Gott! Nun, Mr. Morris, wenn es den Gott geben würde, an den diese Tiere glauben, dann ließe ich ihn persönlich liquidieren!“

Der Sekretär schaute sich um und wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren. Die Worte des Mannes, für den er die niederen Schreibarbeiten erledigte, überforderten ihn sichtbar.

„Es gibt nur wenige, die uns wirklich gefährlich werden könnten, doch diese verhalten sich zurzeit ruhig, zumindest zeigen sie sich nicht offen.

Aber das ist nichts für Sie, Mr. Morris. Das ist wirklich nichts für Sie“, dozierte er weiter und winkte ab.

„Wir sind die Finsternis der Welt, wer uns nachfolgt, wird nie mehr wandeln im Licht“, murmelte der Präsident leise

vor sich hin und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

Der Diener fragte nach, was sein Herr gesagt hatte, doch dieser ging nicht darauf ein und sprach: „Wir bringen den Völkern der Welt das Joch der Sklaverei. Die Tempel der alten, uns so verhassten Welt, sind niedergerissen worden und wer uns kennt, weiß, dass wir die Herren des Hasses sind. Die dunklen Boten der Zerstörung, die das Licht verabscheuen und seinen Schein ersticken wollen und werden.“

An den Wurzeln der Zivilisation haben wir lange genagt und sie schließlich zu Fall gebracht. Unter dem Mantel der Lüge und Verdrehung, unserer höchsten Kunst, haben wir uns lange versteckt und unsere Feinde, diese Narren, haben uns sogar oft noch zugejubelt in ihrer kindlichen Kleingläubigkeit. Jetzt ist die Zeit unseres Triumphes da und wir lassen uns diesen großartigen Genuss von niemandem mehr nehmen!“

„Ich weiß nicht...“ stotterte Mr. Morris erneut und kratzte sich am Kopf.

„Sie müssen es nicht wissen, mein treuer Diener. Denn Wissen ist nur den Weisen vorbehalten. Der Schatten der Unwissenheit war immer das, was uns stark gemacht hat“, sagte der Weltpräsident und drehte sich auf einmal um. Seine dunklen Augen funkelten seinen verunsicherten Sekretär an. Dann nahm er das Glas mit dem Orangensaft, nippte daran und machte eine abweisende Handbewegung, anschließend drehte er sich wieder um.

„Gehen Sie, Mr. Morris!“ befahl er und sein Sekretär nickte.

„Auf Wiedersehen, Herr Weltpräsident!“ brachte er noch heraus und verließ den Raum. Mit einer gewissen Erleichterung, dass das verwirrende Gespräch beendet war, schlich der Diener den langen Flur hinunter und verschwand im Aufzug.

Der Präsident der Weltregierung öffnete eine Schublade und entnahm ihr eine Fernbedienung. Er wandte sich dem überdimensionalen Plasmabildschirm in der Ecke seines Büros zu und schaltete ihn an.

Auf einem der Nachrichtenkanäle lief ein Bericht über die Ereignisse in Paris, der Mann lehnte sich zurück und starrte auf das TV-Gerät.

Eine sehr gutaussehende Reporterin präsentierte mit betroffener Miene die neuesten Meldungen aus „Europa-Mitte“. Die Bilder zeigten den Ort der Anschläge und die zerfetzte Leiche des Gouverneurs.

Weinende Menschen, die außer sich vor Trauer über das Schicksal des Politikers schienen, wurden interviewt. Darunter auch ein Mann, der energisch auf die Terroristen schimpfte und einen härteren Kampf gegen derartige Elemente forderte. „Mehr Sicherheit für die Menschen durch verstärkte Überwachung“ – das war sein Lösungsvorschlag, um es in Zukunft den Terroristen schwerer zu machen.

„Diese Leute bedrohen das Leben aller anständigen Bürger!“, schwadronierte er weiter. Dann zeigte die Kamera wieder die von Trauer ergriffenen Besucher der Veranstaltung.

Die Unruhen wurden nur in einem Nebensatz erwähnt. Ein Häufchen „Fanatiker“ und „Chaoten“ hatten sie laut dem Fernsehbericht ausgelöst, doch die Polizei konnte

dank ihres entschlossenen Eingreifens für Ruhe sorgen. Dass Tausende von Menschen von den Sicherheitskräften niedergemetzelt worden waren, erfuhren die Fernsehzuschauer nicht.

Der Weltpräsident lächelte, nahm einen weiteren Schluck Orangensaft zu sich und schaltete den Fernseher wieder aus.

In Ivas begann ein neuer Morgen. Ein neuer Morgen in der neuen Welt. Frank und Alfred aßen bei Thorsten Wilden zu Mittag und unterhielten sich über dies und das. Julia warf Frank oft ein Lächeln zu und schien glücklich, dass er zurückgekehrt war. Ansonsten ging das Leben in dem beschaulichen Dörfchen seinen gewohnten Gang.

Frank dachte in diesen Tagen oft über die Hoffnung nach. Seine Rache hatte er bekommen, aber sein großer Kampf um die Freiheit war gerade erst geboren worden.

Man sagt: Die Hoffnung stirbt zuletzt, doch was wäre der Mensch ohne sie...

Glossar

DC-Stick

Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)

Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)

Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)

Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe

Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt.

Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

Scanchip

Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr weitgehend abgeschafft und jeder Bürger hat nun lediglich ein Scanchip-Konto.

Weiterhin ist ein Scanchip unter anderem auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons

Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.

Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.

Anmerkung des Autors

Liebe Leser!

Es handelt sich bei „Beutewelt“ um einen Roman. Und wie wir alle wissen, ist der Inhalt eines Romans fiktiv. Ausgedachte Handlungen, Charaktere und Szenarien begegnen dem Lesenden hier. Die Betonung liegt in diesem Kontext auf dem Wort „ausgedacht“!

Die sogenannten „Verschwörungstheoretiker“ hatten sicherlich ihren Spaß bei dieser Lektüre, während sich die nüchternen Realisten am Ende des Buches wohl beruhigt zurücklehnten und sagten: „Ach, das ist ja nur ein Roman! Gott sei Dank!“

Sicherlich haben letztere Recht. Die beschriebene Zukunftswelt ist reine Fiktion und so braucht sich niemand aufregen oder gar sorgen. Das tun Sie ja auch nicht, nachdem Sie einen Science-Fiction-Film angesehen haben, nicht wahr?

Einen derartigen Überwachungsstaat und solche Zukunftsszenarien wird es sicher niemals geben. Wir alle würden das rechtzeitig verhindern und nie geschehen lassen, da wir ja vernünftige und kritische Zeitgenossen sind.

Erzählen Sie ruhig Ihren Freunden von diesem Buch und machen Sie kräftig Werbung für mich als Autor. Aber passen Sie auf, was Sie sagen, denn Ihre Telefonverbindungen werden ab dem 01.01.2009 auch in diesem Land automatisch aufgezeichnet....

Ihr Alexander Merow